1,90 DM / Band 645
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU



Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Teufels-Denkmal

Frankreich F 8,50 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Das Teufels-Denkmal

John Sinclair Nr. 645

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 13.11.1990

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Das Teufels-Denkmal

Er wollte töten, er würde töten, und er würde das Opfer wieder in die Welt der Lebenden zurückschicken... als einen Untoten, einen Zombie, eine lebende Leiche.

Nicht er killte, nicht sein Revolver, auch nicht sein Messer oder seine eigenen Hände, für diese Aufgabe setzte er seinen Schatten ein. In der Hölle war er geboren, war bei ihm geblieben, ein Stück Teufel, das sich von den Menschen lösen konnte, wann immer es wollte.

Er hieß Hoffmann, er stammte aus Leipzig und war eng mit der etwas metaphysischen Vergangenheit dieser Stadt verbunden. Er hatte erreicht, was viele wollten, nur nie geschafft hatten, denn er allein war der große Sieger, und das Opfer lag zu seinen Füßen!

Rücklings, bewegungslos, denn es war auf einem sargähnlichen Brett gefesselt worden.

Und auch das Opfer hatte einen Namen. Kurz nur, prägnant, bestehend aus vier Buchstaben.

Suko!

Eiskalt hatte der zweite Mann, der Baphomet-Diener Vincent van Akkeren, die Falle gestellt, in die Suko geraten war. In einem Gewölbe, tief unter dem Pflaster der Leipziger Altstadt, war er wieder erwacht, ohne sich regen zu können.

Und van Akkeren hatte seinen Triumph ausgekostet. Inmitten des kalten Kerzenscheins und dem hellen Strahl von der Decke hatte er dem Inspektor erklärt, wie er sterben würde.

Dann war Hoffmann gekommen. Von der Flucht gezeichnet, mit flackerndem Blick, denn man war ihm auf den Fersen. Er war von Sukos Freund, dem Geisterjäger John Sinclair, gehetzt worden und hatte van Akkeren erklärt, dass ihm Sinclair und ein anderer Mann auf den Fersen waren. Doch die Zeit, um Suko durch den Schatten langsam vernichten zu lassen, die blieb ihnen noch.

Ein Schatten, der normale Menschen in lebende Tote verwandelte! Daran musste Suko denken, als sich Hoffmann vorschob und van Akkeren einen Schritt zurückgetreten war.

Hoffmann trug noch immer seinen dunklen Hut mit der breiten Krempe, der zu seiner schwarzgrauen Kleidung passte, die aussah wie ein Relikt aus dem vergangenen Jahrhundert. Seine obere Gesichtshälfte hielt er stets verborgen, die untere lag frei. Sie war nicht mehr als ein bleiches Etwas, in dem der Mund wie eine Kerbe schimmerte.

Er schob sich näher an Suko heran. Der Inspektor hörte seinen heftigen Atem, der ihn jedoch nicht interessierte. Wichtiger war der Schatten des Mannes.

Völlig normal stach er in einem bestimmten Winkel von seinem Körper ab. Er lag flach auf dem Boden und drang zudem in den Schein der Kerzen ein, als wollte er die Flammen löschen. Einige waren schon so weit herabgebrannt, dass sie nur noch flackerten.

Plötzlich löste er sich.

Es war unglaublich, denn Hoffmann hatte sich dabei nicht bewegt. In diesem Augenblick erhielt Suko den fürchterlichen Beweis, und er stellte auch fest, wie hilflos er letztendlich war. Hoffmann gelang es, seinen Schatten wandern zu lassen. Er gehorchte einzig und allein seinen Befehlen, seinen bösen Gedanken, die sich natürlich um Mord und Totschlag drehten.

Der Schatten bewegte sich lautlos. Eine kurze Richtungsänderung reichte ihm aus, um von den Füßen her an den gefesselten Inspektor heranzukommen.

Über die Füße strich er weg…

Zum ersten Mal bekam der Inspektor einen direkten Kontakt zu seinem Mörder.

Es war eine unangenehme Kälte, die sich auf seine Schuhe legte, das Leder durchdrang und weiter an seinen Beinen in die Höhe wanderte.

Hoffmann sagte kein Wort. Er stand gebückt da, die Hände gegen die Knie gepresst, und beobachtete.

Van Akkeren allerdings meldete sich. Er grinste dabei. »Na, Chinese, spürst du es?«

»Was soll ich denn spüren?«

»Die Kälte. Wie sie allmählich hochkriecht. Denn es ist die Kälte des Todes. Menschen, die kurz vor dem Sterben stehen, spüren sie auch oft. Sie sagen dann immer, dass es an ihren Füßen so kalt wird. Und dieses Kühle wandert dann weiter…«

»Sie ist angenehm«, erwiderte Suko.

Das veranlasste van Akkeren zu einem schallenden Lachen. »Angenehm. Du machst dir etwas vor, Chinese.«

»Mir war es zu warm!«

»Dann gib Acht, wie kalt es dir wird, wenn der Schatten deine Beine verlassen hat und sich daranmacht, deinen Oberkörper zu umklammern. Dann kannst du dich freuen…«

Van Akkeren hatte mit einer Stimme gesprochen, aus der der Hass deutlich hervorklang. Er freute sich, wollte Suko tot sehen, der zu seinen schlimmsten Feinden gehörte. Aber er war auch nervös, was sein Blick bestätigte, denn immer wieder drehte er sich um, schaute zurück, weil aus dieser Richtung die Verfolger kommen mussten.

Noch waren sie nicht zu sehen und auch nicht zu hören. Dennoch tat Eile Not.

»Mach schnell!«, forderte er.

Hoffmann schüttelte unwillig den Kopf. »Du musst mir etwas Zeit geben. Er ist nicht so einfach zu kontrollieren.«

»Wie lange?«

»Störe mich nicht!«, wisperte Hoffmann. Er richtete seinen Blick auf Sukos Körper, wo der Schatten bereits weitergewandert war.

Suko gab keinen Kommentar ab. Er schonte seine Kräfte. Der Inspektor hatte sich vorgenommen, dem mordenden Schatten so lange Widerstand entgegenzusetzen wie eben möglich.

Mental hatte er sich zudem darauf eingestellt. Obwohl er starr wie eine Puppe auf dem Brett lag, fühlte er sich auf irgendeine Art und Weise locker, denn seine Gedanken beschäftigten sich nicht mit dem Tod, dafür mit dem Gegenteil davon.

Der Schatten wanderte weiter. Lautlos strich er an seiner Hüfte hoch. Er sah nicht einmal so aus wie der Mensch, der ihn produziert hatte. Körperliche Umrisse waren kaum vorhanden. Er glich vielmehr einem gestreckten Arm, der überall dort hinkam, wo er auch hinwollte. Es gab kein Hindernis für ihn.

Über die Gürtelschnalle glitt er hinweg. Suko hatte seinen Blick etwas gesenkt. Für ihn war der Schatten wichtig, nicht die beiden Männer, die ihn beobachteten.

Sein Herzschlag hatte sich gesteigert. Möglicherweise kam es ihm auch durch die Ruhe nur so vor, jedenfalls konzentrierte er sich allein auf den Schatten, der jetzt auf seiner Brust lag, nach wie vor eine gewisse Kälte ausströmte, sich dennoch veränderte, denn er wurde plötzlich schwer wie Blei.

Als würden Bleihände auf der Brust des Inspektors liegen, so merkte er den Druck, der sich wenig später verteilte, denn dem Schatten war es abermals gelungen, zu wandern und den Körper zu umklammern, obwohl dieser auf dem Rücken lag und sich zwischen ihm sowie dem Brett kaum noch Platz befand.

Er bildete einen Ring, und als Ring würde er zudrücken, seinem Opfer die Luft nehmen, es langsam und qualvoll ersticken.

Noch konnte Suko atmen. Er holte tief und unüberhörbar Luft, was wiederum van Akkeren nicht passte, denn er befürchtete, dass es sein Feind letztendlich noch schaffen konnte. Er dachte auch an die Verfolger.

»Geht es nicht schneller, Hoffmann?«

»Nein, es gibt die Regeln.«

»Verdammt, ich will ihn tot sehen.«

»Das kannst du, van Akkeren, keine Sorge. Das kannst du alles. Gib mir noch etwas Zeit!«

Suko hatte die Sekunden des Gesprächs genutzt. Noch einmal saugte er tief die Luft ein und merkte dann, wie sich der Druck verstärkte. Er wurde zu einer fürchterlichen Presse, die alles zermalmen wollte, was sich ihr in den Weg stellte.

Über das Gesicht des Inspektors lief ein Zucken. Diese Bewegung wurde von van Akkeren mit einem kurzen triumphalen Aufschrei begrüßt. »Ja, es ist so weit!«

Hoffmann richtete sich nickend auf. »Jetzt hat er keine Chance mehr, keine Chance…«

Beide wollten dem Tod und der anschließenden Wiederkehr des Chinesen zuschauen. Sie freuten sich darauf wie die kleinen Kinder. In ihren Augen lag ein nahezu perverser Glanz. Die Lippen zuckten, ohne dass sie etwas sagten, und tief aus der Kehle Vincent van Akkerens drang ein scharfes Zischen.

Suko kämpfte, obwohl er sich nicht bewegen konnte. Er versuchte, gegen den inneren Druck anzugehen. Er spannte sich, er wollte alles aufbrechen, doch er musste sich eingestehen, dass der Schatten zu stark war.

Er kannte kein Pardon. Er drückte weiter, war einfach grausam, presste die Knochen des Körpers zusammen und schickte dabei die Schmerzen durch Sukos Rippen. Der Inspektor hatte das Gefühl, als würden von verschiedenen Seiten Messer in seinen Oberkörper dringen, bis sie die Knochen erreichten und sie malträtierten.

Zum ersten Mal öffnete sich sein Mund. Die Lippen sprangen beinahe auf, er hatte sich die Blöße nicht geben wollen, aber er konnte nicht anders.

Suko stöhnte auf.

Dazwischen mischte sich ein kurzer Schrei, der die Decke erreichte und auch die Kerzenflammen tanzen ließ.

Van Akkeren hatte die Hände zu Fäusten geballt. Er stand dicht an der Schwelle zu einem wahnsinnigen Triumph, für ihn war das Leiden des Mannes ein Genuss.

Der Teufel persönlich konnte nicht schlimmer sein als dieser Mann, der in Hoffmann den richtigen Kumpan gefunden hatte, denn er sollte van Akkerens Killer werden, um die zu erledigen, die dem anderen im Weg standen.

Das waren vor allen Dingen die Templer, die nicht Abtrünnigen, die den geraden Weg gingen und nicht auf der Seite des Dämons Baphomet standen.

»Na, wie fühlst du dich, Chinese?«

Suko hatte nicht reden wollen, aber die Antwort musste einfach heraus. »Sei verflucht, Hundesohn!«

Van Akkeren lachte nur, bevor er Hoffmann fragte: »Wie lange noch? Wie lange gibst du ihm?«

»Er ist stark, er kämpft dagegen an. Er hat sich innerlich darauf eingestellt und auch einen Widerstand gefunden…«

»Wie lange noch?«

»Nicht einmal eine halbe Minute. So lange kann es ein Mensch nicht aushalten. Du weißt…« Er stoppte mitten im Satz. Nur Sukos Keuchen und Stöhnen war zu hören.

»Was hast du?« Van Akkeren gefiel nicht, wie sich Hoffmann bewegte. Er hatte sich zur Seite gedreht und strich über sein Gesicht.

»Da ist jemand!«

»Wo denn?«

»Der andere!«, schrie Hoffmann. »Ich spüre es. Das verdammte Kreuz. Es ist in der Nähe!«

»Und jetzt?« Plötzlich zeigte auch van Akkeren eine gewisse Unsicherheit. »Verdammt, rede!«

»Ich komme dagegen nicht an!«

Suko bekam von dem Dialog kaum etwas mit. Er hatte genug mit seinem eigenen Schicksal zu tun.

Obwohl gefesselt, bäumte er sich auf. Sein Mund stand dabei weit offen, die Augen waren aus den Höhlen getreten. Speichel sprühte von seinen Lippen, sein Körper brannte vor Schmerzen, wobei er den Eindruck hatte, von innen her zerquetscht zu werden. Jeder Knochen sollte zu Brei zerdrückt werden.

Er sah auch nichts. Vor seinen Augen tanzten unterschiedlich

gefärbte Schatten, mal waren sie schwarz, dann rot oder auch violett. Es war einfach furchtbar.

Ein derartiges Ende hatte er sich nicht vorgestellt.

Plötzlich stürzte Hoffmann auf van Akkeren zu. Er riss ihn einfach mit, sprang durch die Reihen der aufgestellten Kerzen, wobei es ihn nicht interessierte, ob sie umkippten oder nicht.

Dann fielen Schüsse!

***

Nicht ich hatte geschossen, sondern mein neuer Partner, ein deutscher Kommissar aus Leipzig. Sein Name: Harry Stahl. Er befand sich an meiner Seite, er kannte sich in dieser Stadt aus, und er hatte mich auch geführt.

Wir waren durch die Katakomben gelaufen auf der Suche nach van Akkeren und Hoffmann, dem Mann, der es schaffte, seinen Schatten zu lösen und als Killer einzusetzen.

Es war eine verdammte Jagd gewesen, immer mit der Furcht im Nacken, zu spät zu kommen.

Wir hatten es geschafft, das Licht gesehen, eine ungewöhnliche Mischung aus blauem Schein, und der Kommissar hatte seine Dienstwaffe hervorgerissen und geschossen.

Innerhalb des Lichtscheins hatten sich die Schatten bewegt, zwei Männer, von denen wir sehr exakt wussten, wer sie waren. Die Kugeln hatten sie stoppen sollen, aber das genaue Gegenteil war eingetreten.

Die Schüsse hatten die beiden Gestalten gewarnt. Uns war das Weghuschen nicht entgangen, und ein Ziel hatten wir plötzlich auch nicht mehr. Nur das Licht brannte noch innerhalb des Gewölbes und schickte seinen Schein gegen die Decke.

Die Echos dröhnten noch in unseren Ohren, als Harry Stahl einen Fluch ausstieß. Er wusste plötzlich, dass er einen Fehler begangen hatte. Noch einige Sekunden hätte er warten und dann erst schießen müssen, so aber waren nicht nur die Kugeln verschwendet, er hatte die anderen noch gewarnt.

Wir stürmten in das Gewölbe, im ersten Augenblick geblendet durch den Schein, dann aber sah ich Suko und erkannte, in welch einem Zustand er sich befand.

In diesem Augenblick vergaß ich van Akkeren und auch Hoffmann. Der Freund war wichtiger.

Ich fiel neben ihm auf die Knie und erschrak, als ich seine Atemgeräusche hörte. So hatte ich ihn noch nie zuvor Luft holen hören. Saugend und scheppernd, keuchend und jammernd, es war einfach unbeschreiblich, wie sich mein Freund quälte.

Ich wusste, dass er von dem Schatten angegriffen worden war, und er hatte nichts dagegen unternehmen können, denn er lag an Armen und

Füßen gefesselt auf diesem verdammten Brett, das Ähnlichkeit mit dem Deckel eines Sargs aufwies.

Mit einer glatten Bewegung zog ich den Dolch. Während ich die Klinge seitlich zwischen Sukos Hand und die Schlaufe schob, sprach ich auf meinen Freund ein, ohne überhaupt zu bemerken, was ich ihm alles sagte. Es waren geflüsterte Worte. Ich wollte nur reden, ihn beruhigen, mich selbst ablenken.

Das Leder war hart und zäh. Ich ackerte regelrecht, um es durchtrennen zu können.

Die rechte Hand zuerst, die linke folgte an der anderen Seite, danach die Fußknöchel, während sich Sukos Atem wieder beruhigte und in ein normales Keuchen übergegangen war.

Ich schaute in sein Gesicht. Er sah schrecklich aus, war nicht mehr als eine verzerrte Maske mit zwei Augen, in denen sich noch die Todesangst abzeichnete.

»Okay, Suko, okay!« Ich hielt ihn an den Schultern fest, weil er sich auf dem Brett von einer Seite zur anderen bewegte und dabei weiterhin jammerte.

»John…?«

»Ja, verdammt!«

Er blieb plötzlich still liegen. Aus seinem Mund rann noch weißlicher Speichel, der sich mit dem Schweiß auf seinem Kinn vermischte. »Ich bin entwischt, John! Verdammt, ich bin dem Schatten entwischt. Er war schlimm, er war das Grauen…«

»Ich weiß, Alter, ich weiß…«

»John, bitte…«

»Nichts sagen, Suko, gar nichts. Bleib einfach nur still liegen, hörst du?«

»Ja, aber…«

»Ich bin gleich wieder da.« Da es meinem Freund besser ging, konnte ich mich um den Kommissar kümmern, von dem ich nicht einmal einen Jackenzipfel sah.

Ich stand inmitten des Scheins. Die meisten Kerzen waren umgefallen, ihre Flammen erloschen. Die anderen wiederum brannten mit zuckenden Bewegungen und zeichneten Kreise an die Decke.

Die Lampe oben blendete mich. Ihr fächerartig nach unten fallender Strahl zeigte eine knallige, blauweiße Farbe, ein Licht, das meine Haut aussehen ließ wie die einer Leiche.

Von Harry Stahl sah ich nichts, und ich bekam Magendrücken, wenn ich daran dachte, dass dieser Mann eventuell die Verfolgung allein aufgenommen hatte. Er war unerfahren, er besaß nicht die richtigen Waffen und stand deshalb auf verlorenem Posten.

»Harry!« Meine Stimme hallte durch das Gewölbe. Ich hatte kaum mit einer Antwort gerechnet und zuckte überrascht zusammen, als

mein Name zurückgerufen wurde.
»Okay, John, ich bin hier!«
»Wo?«
»Geh nach vorn! Da gibt es einen Durchschlupf. Rechts an der Gewölbewand.«
... wand - wand - so klangen mir die Echos in den Ohren, als ich mich in Bewegung setzte, allerdings mit eingeschalteter Lampe, und aufatmete, als ich den schmalen Durchlass sah.
Dort fand ich den Kommissar!
Er sah bedrückt aus. Der Lauf seiner Waffe deutete in die Höhe, wo die rostigen Sprossen einer Leiter die Fluchtmöglichkeit boten.
»Da sind sie rauf!«
»Und weiter? Wissen Sie, wo die Leiter endet? Haben Sie davon eine Vorstellung?«
»In irgendeinem Hinterhof. Da oben muss ein Gullydeckel den Ausgang verschließen.« Er hob die Schultern. »Pardon, aber ich war zu feige, die Verfolgung aufzunehmen.«
Zweimal schlug ich ihm auf die Schulter. »Zu feige, sagen Sie? Nein, das war nicht zu feige. Sie wollen doch noch etwas leben?«
»Das hatte ich vor.«
»Eben.«
»Was ist mit Ihrem Freund?«
Ich lächelte, was ihm Antwort genug war.
»Er lebt also?«
»Gerade noch.«
Stahl wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Noch einmal möchte ich das nicht erleben, John. Aber sie sind verschwunden. Beide sind weg!«
»So etwas kommt vor.«
»Dann werde ich die Fahndung aufrecht erhalten. Die gehen uns in die Falle, wenn sie noch in Leipzig sind, glauben Sie mir.« Sein Gesicht nahm einen kantigen Ausdruck an, und er schlug mit der Faust zweimal in Richtung Decke.
Wir hörten Schritte.
Ich verließ als Erster die Nische. Eine Gestalt torkelte auf mich zu. Suko konnte sich kaum auf den Beinen halten. Ich stützte ihn und schimpfte ihn aus, weil er aufgestanden war.
»Mach dir nicht ins Hemd, John. Ich kann doch nicht ewig da liegen bleiben.«
»Es wäre auch nur ein Ausruhen gewesen.«
Suko hob die Schultern und blickte dem Kommissar entgegen, der die Nische ebenfalls verlassen hatte. Ich machte beide Männer miteinander bekannt.
»Gratuliere, dass Sie noch leben.«

»Das lag nicht an mir.« Suko zwinkerte mir zu. »Danke, Alter, du hast noch was gut.«

»Hör auf.«

Der Kommissar schaute auf seine Uhr. »Ich werde einige Leute hier in das Gewölbe schicken, damit es untersucht werden kann. Wir sollten verschwinden.«

Keiner hatte etwas dagegen einzuwenden. Suko mussten wir in die Mitte nehmen, weil er noch zu schwach war. Eine Kletterei über die Leiter konnten wir ihm nicht zumuten, deshalb gingen wir den gleichen Weg zurück, den wir gekommen waren.

Auf frische Luft konnten wir uns nicht freuen. Auch in der Dunkelheit hing über Leipzig die Dunstglocke, die zudem stank.

Vom Hotel aus telefonierte der Kommissar. Ich lehnte an einer Hauswand und starrte in den Nachthimmel.

»Du denkst an den Schatten, John?«

»Ja, und an van Akkeren.«

»Zusammen sind sie stark.«

»Auch unschlagbar.«

»Hoffentlich nicht«, stöhnte Suko. »Ich kann dir nicht sagen, was das für ein Gefühl war, als mich der Schatten umklammerte. Der kann dir jeden Knochen einzeln brechen, wenn du nicht Acht gibst. Und dann kommst du als Zombie zurück.«

Ich war skeptisch. »Mit gebrochenen Knochen?«

»Weiß ich auch nicht.«

»Nein, Suko. Du wirst vielmehr den Eindruck oder das Gefühl gehabt haben, als würde man dir die Knochen brechen. Das muss etwas anderes gewesen sein.«

»Meinetwegen auch das. Ich bin nur froh, dass ich diesen Horror hinter mir habe.«

Das konnte ich Suko nachfühlen, der wissen wollte, wie es jetzt weiterging.

»Keine Ahnung. Wir müssen uns noch immer auf die Fahndung verlassen. Einmal hat sie ja etwas gebracht.«

»Wie ich die beiden einschätze, werden sie sich jetzt verdammt vorsehen.«

Stahl kehrte zurück.

»Nichts?«, fragte ich.

»Die Fahndung läuft.«

»Wie?«

Er zählte auf, was alles überwacht wurde. Das fing bei den Ausfallstraßen an, ging über den Flughafen und auch den Bahnhof. »Zudem sind die Polizisten voll darauf geeicht, nach diesen beiden Personen Ausschau zu halten. Mehr können wir wirklich nicht tun.« Er hob die Schultern. »Und was habt ihr vor?«

»Ein Bad nehmen.«
Stahl lachte. »Das mache ich bei uns. Wir haben da so etwas wie eine Kaue.«
»Tun können wir nichts, wenigstens wir beide nicht. Deshalb schlage ich vor, dass wir uns in das Hotel zurückziehen. Dort sind wir dann für Sie zu erreichen, Harry.«
»Tag und Nacht?«
»Sogar noch dazwischen.«
Wir verabschiedeten uns. Eine Runde hatten wir verloren, aber die Hoffnung war nach wie vor da.
Suko und ich wohnten in einem dieser Messekästen, die auch Hotels hießen. Groß, gewaltig, eine architektonische Schande.
Unser Zimmer lag in der zwanzigsten Etage. Wir hatten nur eines bekommen. Beim Duschen ließ ich Suko den Vortritt, lag derweil auf dem Bett und hörte nicht einmal, wie mein Freund zurückkehrte, denn da war ich schon eingeschlafen…

***

Die Dusche holte ich am anderen Morgen nach. Es funktionierte alles, auch der Wasserdruck war groß genug.
Diesmal ließ ich Suko schlafen, er hatte es verdient, und er würde sich während des Schlafs erholen.
Wir mussten zu unserer alten Form zurückfinden, denn die Jagd auf van Akkeren und Hoffmann würde schwer genug werden.
Ich trocknete mich ab und zog frische Kleidung an. Suko schlief noch immer, als ich versuchte, mit London zu telefonieren. So glatt ging es nicht, man konnte vom Zimmer aus nicht durchwählen, die Verbindung musste erst hergestellt werden. Man bat mich deshalb um ein wenig Geduld.
»Wie lange kann die Geduld dauern?«
»Wir hoffen, es in einer Viertelstunde geschafft zu haben.«
»Okay, versuchen Sie es.«
»Was soll versucht werden?«, hörte ich hinter mir Sukos Stimme. Als ich mich auf der Bettkante sitzend umdrehte, sah ich meinen Freund, der sich aufgerichtet hatte.
»Eine Verbindung mit London.«
»Ach so.« Er fuhr durch sein Haar und behielt die Hände gespreizt auf dem Kopf.
Ich grinste ihn an. »Wieder auf dem Damm, Alter?«
»So leidlich.«
»Was macht der Atem?«
»Normal. Zwar brennt es in meiner Brust noch, aber das lässt sich aushalten. Was ist mit der Dusche?«
»Sie ist frei.«

»Dann geh ich mal.«

Noch müde verließ Suko schleichend das Zimmer und betrat das kleine Bad.

Vom Bett aus konnte ich durch das quadratische Fenster schauen. Mein Blick fiel auf dickes Blei, so jedenfalls sah der Himmel über Leipzig aus, hin und wieder aufgelockert von schmalen, hellen Streifen, als hätte jemand versucht, die Decke zur Seite zu schieben, und anschließend aufgegeben.

Leipzig ist umgeben von Industriekombinaten, und für Entgiftungsanlagen, Luftfilter usw. waren in der DDR keine Mittel vorhanden gewesen. Um die zerstörte Umwelt wieder zu richten, mussten die Westdeutschen Milliarden einsetzen. Ich wollte nicht in ihrer Haut stecken.

Das Telefon summte. Als ich abhob, hörte ich die Stimme aus der Vermittlung. »Ihr Gespräch mit London.«

»Danke.«

Zweimal knackte es, dann hatte ich Sir James Powell an der Strippe, der froh war, ein Lebenszeichen von mir erhalten zu haben. Wenig später war er doch nachdenklich geworden, als ich ihm erklärte, weshalb sich van Akkeren in Leipzig aufhielt.

»Er will also durch diesen Killer die Templer auslöschen, wenn ich Sie richtig verstanden habe?«

»So ist es, Sir.«

»Dann müssen Sie damit rechnen, dass er so rasch wie möglich in Richtung Frankreich fährt.«

»Ja. Alles wird überwacht. Er und dieser Hoffmann können praktisch nicht raus.«

»Nun ja, man kann nicht alle Lücken schließen.«

»Das wissen wir, Sir. Wir hoffen, dass sich beide auf die Transportmittel verlassen, mit denen sie in unsere Fallen gehen. Ansonsten werden wir von hier aus nach Alet-les-Bains fliegen.«

»Das halte ich sogar für besser.«

»Jedenfalls werden wir Sie informieren, Sir.«

»Sie klingen matt, John.«

»Bei mir ging es ja. Nur für Suko ist es mehr als hauchdünn geworden. Das war Rettung in allerletzter Sekunde. Vor diesem mörderischen Duo müssen wir uns in Acht nehmen.«

»Dann alles Gute und viel Erfolg.«

Als Suko die Dusche verließ, bekam er noch mit, wie ich den Hörer auflegte. »War das Sir James?«

»Ja.«

»Und?« Er streifte sein Unterhemd über.

»Schöne Grüße.«

Suko tippte gegen seine Stirn. »Soll ich dir auch bestellen.«

»Von wem?«

»Von meiner Tante. Sie hat mir eine Karte aus Honolulu geschrieben mit dem Vermerk Gruß an alle.«

»Wie schön.« Ich lachte und stand auf. »Solltest du nichts Besseres vorhaben, Alter, ich würde gern nach unten fahren und frühstücken. Ich habe nämlich Hunger.«

»Willst du nicht erst Harry Stahl anrufen?«

»Weshalb?«

»Ich meine ja nur.«

»Der wird sich schon melden.«

»Geh schon vor, ich komme gleich nach.«

Im Frühstücksraum war nicht viel los. Man hatte ein Büfett aufgebaut, das sich sogar sehen lassen konnte. Ich setzte mich ans Fenster, von wo ich ins Grüne schauen konnte, denn rund um das Hotel waren Büsche und Sträucher angepflanzt worden.

Statt Kaffee bestellte ich Tee, aß Rührei und Schinken. Anschließend Brot und Konfitüre.

Da saß mir Suko bereits gegenüber. Sein nächtliches Erlebnis hatte sich nicht auf seinen Appetit niedergeschlagen, denn er gehörte zu den Personen, die richtig abräumten und es genossen, aus dem Vollen schöpfen zu können.

»Stärkst du dich für van Akkeren?«, fragte ich, als ich Pflaumen aus einer Schüssel löffelte.

»Und für Hoffmann.«

»Der liegt dir im Magen, wie?«

»Nein, höher. Auf der Brust.«

Ich konnte Suko verstehen und wollte nicht in Hoffmanns Haut stecken. Noch einmal würde er es nicht schaffen, seinen Schatten auf Suko loszulassen.

Zum Abschluss trank ich noch einen Saft und bemerkte meine innere Unruhe. Sie drehte sich um Hoffmann und van Akkeren. Ich wunderte mich aber auch darüber, dass der Kommissar noch nicht angerufen hatte. Gerade als ich das Thema anschnitt, erschien ein Page mit einer Tafel, auf der mein Name geschrieben war.

»Telefon«, sagte Suko.

Ich sprang hoch. Im Weglaufen riet ich meinem Freund, so langsam Schluss zu machen.

»Keine Sorge, ich werde schon pünktlich sein.«

Ich musste in eine kleine Kabine und hörte die Stimme des Kommissars, die ziemlich aufgeregt klang.

»Wir haben sie, John!«

»Was? Wo?«

»Am Bahnhof.«

»Und jetzt?«

»Wir haben noch nicht zugeschlagen. Die beiden machen den Eindruck, als wollten sie verreisen.«

»Welcher Zug käme in Frage?«

»Der nach Budapest. Ein Ferienexpress.«

»Und wann fährt der los?« Das Blut schoss mir in den Kopf. Plötzlich stand alles auf des Messers Schneide.

»In vierzig Minuten…«

»Das schaffen wir.«

Harry Stahl lachte. »Ein Wagen wird Euch abholen.«

»Danke. Harry. Und noch etwas. Greift sie nicht an. Tut nichts. Wenn Hoffmann seinen Schatten auf Unschuldige loslässt, können wir für nichts garantieren.«

»Geht in Ordnung.«

Ich legte auf und merkte, dass ein Adrenalinstoß durch meinen Körper jagte. Plötzlich war ich aufgeregt. An das Glück konnte ich kaum glauben. Aber würde alles so laufen, wie wir es uns vorgestellt hatten? Das war die große Frage. Ich persönlich glaubte nicht daran, dass das Glück auf unserer Seite bleiben würde. Dazu waren beide viel zu gefährlich.

Suko wischte sich die Lippen ab, als ich erschien. Ich setzte mich nicht erst, sondern winkte ihn hoch.

»Haben wir sie?«

»Fast.«

»Und wo?«

»Am Hauptbahnhof.«

»Dann nichts wie hin.« Plötzlich konnte er rennen. Ich gönnte es ihm. Wenn jemand motiviert war, dann mein Freund Suko…

***

Wir brauchten nicht lange auf den Wagen zu warten. Als wir das Hotel verließen, rollte ein Wartburg die Auffahrt hoch. Der Fahrer trug Uniform. Ich kannte ihn, es war Brinkmann, und er riss uns die Türen auf.

»Wie lange kann es dauern, bis wir am Bahnhof sind?«, fragte ich beim Einsteigen.

»Der Verkehr ist nicht so dicht wie bei der Messe. Wir schaffen es bestimmt.«

Das konnten wir nur hoffen. Auch wenn sich der Betrieb in Grenzen hielt, so war er meiner Ansicht nach noch zu stark, denn viele Westler verstopften mit ihren Wagen die Straßen und schienen sich gegen uns verschworen zu haben, denn alle rollten in die gleiche Richtung, dem Bahnhof entgegen.

Suko, der vorn saß, drehte sich um. »Hoffentlich reicht es«, knirschte er.

»Das kannst du wohl sagen.«

Brinkmann fuhr schnell. Er hupte immer wieder, fluchte auch, wenn er nicht durchkam, rollte zweimal über den Gehsteig und konnte nichts daran ändern, dass wir kurz vor dem Platz der Republik im Stau stecken blieben.

Der Bahnhof war bereits zu sehen, ein gewaltiges Gebäude, architektonisch dem Klassizismus einzuordnen.

»Wir steigen aus!«

»Wieso…?«

»Den Rest gehen wir zu Fuß.« Ich drückte bereits die Fondtür auf. Suko folgte mir, und gemeinsam ließen wir einen staunenden Brinkmann zurück. Sekunden später erkannten wir, dass sich der Stau wegen einer Demo gebildet hatte. Frauen und Männer trugen Plakate, auf denen sie gegen eine Übernahme der DDR protestierten.

»Wir schaffen es«, sagte Suko.

Durch die Masse der Demonstranten konnten wir uns nicht drängen, denn sie hatten sich ineinandergehakt und bildeten eine Mauer aus Leibern. Die mussten wir erst umgehen, was wir auch mit einem gewissen Zeitverlust schafften.

Ziemlich abgehetzt liefen wir auf die breite Halle zu, in der es von Menschen wimmelte.

Ich blieb stehen und schaute auf die große Normaluhr unter der Decke. »Jetzt müsste man nur noch wissen, auf welchem Bahnsteig der Zug abfährt.«

»Da ist Harry Stahl.« Suko zerrte mich herum. Der Kommissar bahnte sich seinen Weg. Mit beiden Armen winkte er. Sein graues Haar wehte hoch wie eine Perücke.

»Kinder, das war knapp.«

»Ist der Zug schon weg?«

»Noch nicht.«

»Und die beiden?«, fragte Suko.

»Haben sich völlig unverdächtig benommen. Ich konnte sie beobachten. Sie unterschieden sich in nichts von anderen Reisenden. Ich habe sicherheitshalber Order gegeben, dass der Zug um einige Minuten später abfährt. So schöpft keiner Verdacht.«

Rolltreppen gab es nicht. Wir hetzten die Stufen hoch und erreichten das Gleis, auf dem der lange Express stand wie eine stählerne Schlange.

Mit beiden Händen hielt uns der Kommissar zurück. »Geht langsam, alles andere könnte auffallen.«

Da hatte er Recht. Es fiel uns zwar schwer, aber es war sicherer so.

Natürlich befanden wir uns nicht allein auf dem Bahnsteig. Zahlreiche Reisende warteten auf die Abfahrt. Ich las an einem außen angebrachten Schild, dass der Zug über Dresden-Prag-Budapest fahren

würde. So die Hauptstationen.
»Wann ist er denn in Budapest?«, wollte ich wissen.
»Am Abend.«
»Ich frage mich nur, was die Kerle in Budapest wollen«, sagte Suko und erntete von Harry Stahl nur ein Schulterzucken.
Die Antwort gab ich ihm. »Das kann alles Tarnung sein.«
»Wir werden sehen.«
Im Schatten einer Säule, die einen Teil der Abdeckung trug, hielt der Kommissar an. Wir schauten zu, wie die letzten Reisenden in die Wagen einstiegen.
Harry deutete schräg nach links. »Da auf der Bank…« Er bekam rote Ohren und verstummte.
»Haben Sie wohl gesessen - oder?«
»Sicher, John.«
»Die können nur im Zug sein«, flüsterte Suko. »Verdammt, dann müssen wir auch mit.«
Der Kommissar wollte es genau wissen. Er winkte einem seiner Leute in Zivil zu und fragte ihn nach den beiden Männern.
»Die sind tatsächlich eingestiegen.«
»In welchen Wagen, Mann?«
»Das weiß ich nicht so genau.«
Stahl gab ein Brummen von sich wie ein Bär im Gitterkäfig. »Jetzt sitzen wir in der Scheiße.«
»Nein, wir fahren mit!«, entschied Suko. »John, achte nur darauf, ob einer der Hundesöhne aus dem Fenster schaut. Wenn nicht, dann nichts wie hinein.«
»Okay.«
»Man kann auch im Zug nachlösen!«, hörte ich noch die Stimme des Kommissars, der zurückblieb.
Ich lief hinter Suko her. Mein Freund riss die Tür auf, als das Signal erklang.
Das schrille Pfeifen peinigte meine Ohren. Beim Einsteigen drehte ich mich um.
Geduckt lief der Kommissar auf den Wagen zu. »In Dresden werden wir uns sehen. Ich - ich kriege einen Hubschrauber, hoffe ich.«
»Gut, bis dann.« Ich schlug die Tür zu und sah Suko, der an der Wand lehnte.
»Gute Fahrt«, sagte er sarkastisch. »Danke gleichfalls.«
Mit einem Ruck fuhr der Zug an…

***

Fünf Minuten später. Wir standen noch immer am Ende oder Anfang eines Wagens, schauten uns an und dachten daran, dass wir mit einer derartigen Wende des Falls nicht gerechnet hatten. Ein paar Mal schon

hatten wir uns zur Seite gedrückt, um Fahrgäste mit ihrem Gepäck vorbeizulassen. Etwas verloren kamen wir uns schon vor, auf einer Reise in die Länder, die vor gut einem Jahr noch hinter dem sogenannten Eisernen Vorhang gelegen hatten.

Dabei hatten wir van Akkeren in den Niederlanden vermutet. Das war ein Trugschluss gewesen. In der DDR hatte ihn die internationale Fahndung erwischt. Dort war es auch zum Tode eines leichten Mädchens namens Erika Meinhardt gekommen. Hoffmann war bei ihr als Kunde erschienen und hatte sie durch seinen Schatten umbringen lassen, was von einer Zeugin beobachtet worden war.

Suko hatte sich um diese Zeugin gekümmert und war in die Falle gelaufen, während ich in Auerbachs Keller einen Informanten interviewte und dort auch zum ersten Mal mit Hoffmann Bekanntschaft gemacht hatte.

Ein glücklicher Zufall hatte Suko und mich wieder zusammengebracht, und jetzt steckten wir abermals in der Klemme. Es würde schwer werden, etwas gegen beide zu unternehmen, denn im Zug befanden sich zahlreiche Unschuldige.

Ich starrte aus dem Fenster und in eine Landschaft hinein, die eigentlich keine war, denn sie setzte sich aus grauen Fabrikgebäuden zusammen, anderen Mauern die Qualmwolken hochstiegen. Der Zug rollte in Richtung Dresden, wo Harry Stahl zusteigen wollte.

»Wo stecken die beiden?«, fragte Suko.

Ich drehte mich um. »Hat es Sinn, die Wagen zu durchsuchen?«

»Sie würden uns entdecken.«

»Richtig. Aber wir könnten einen Schaffner einschalten, ihm die Beschreibung geben und…«

Suko strahlte plötzlich. »Die Idee könnte von mir sein. Das machen wir, Alter.«

Dazu kam es noch nicht. Zuerst hörten wir die hellen Stimmen, dann sahen wir die Schulkinder in einer Schlange auf uns zukommen, weil in der Enge nicht genügend Platz für sie war.

Suko und ich drückten uns gegen die Tür und ließen die Kinder passieren, die ihre Taschen schleppten oder über den Boden schleiften und davon sprachen, dass sie in Dresden aussteigen wollten. Uns schauten sie an, stellten aber keine Fragen.

Wieder trat Ruhe ein, bis auf das Rumpeln der Wagen über die manchmal unebenen Gleise.

Als Suko mein betrübtes Gesicht sah, konnte er die Gedanken erraten. »Wahrscheinlich überlegst du, ob die Kinder mit den beiden Hundesöhnen zusammen in einem Abteil hocken.«

»Richtig.«

»Irgendwann müssen wir ja mal Glück haben.«

»Das hatten wir schon, sonst wärst du tot. Im Moment haben wir es

ausgeschöpft.«

Suko hob die Schultern. Er schaute durch eine Scheibe in den Wagen, aus dem die Kinder gekommen waren. »Der Schaffner ist gleich hier«, meldete er. »Hoffentlich können wir auch nachlösen.«

»Dann zahlen wir eben mehr.«

»Und wenn er uns abführen will?«

»Mal sehen.«

Der Mann kam. Er sah gemütlich aus, hatte einen breiten Mund, der immer zu lächeln schien. »Die Fahrkarten bitte«, sagte er in seinem breitesten Sächsisch.

»Wir haben keine«, erklärte ich. Bevor er anfing, böse zu schauen, sprach ich rasch weiter. »Wir möchten nachlösen. Man hat uns gesagt, dass das geht.«

Er schob die Mütze zurück. »Weshalb haben Sie nicht…?«

»Wir entschlossen uns im letzten Augenblick zu einer Fahrt mit dem Zug. Widrige Umstände zwangen uns.«

»Gut.« Er nickte. »Wie weit wollen Sie fahren? Dresden oder…«

»Budapest.«

»Was?« Er legte eine Hand an sein Ohr, als hätte er nicht richtig gehört. »Sie wollen tatsächlich bis Budapest durchfahren und hier bei mir nachlösen?«

»Ist das so schlimm?«

»Nun ja, ins Ausland eigentlich nur am Schalter…«

»Wie viel kostet es?«

»Da muss ich erst mal rechnen.«

»Bitte.«

Seine Rechnerei dauerte ungefähr fünf Minuten, weil er noch einmal nachrechnete. Dann nickte er, nannte die Summe, und ich war froh, Westgeld bei mir zu haben.

»Okay.« Ich zählte die Summe ab und legte noch einen Schein drauf.
»Der ist aber zu viel.«

»Für Sie.« Ich lächelte ihn entwaffnend an. »Sie könnten uns einen großen Gefallen erweisen.«

»Das ist Bestechung.«

»Nein, überhaupt nicht. Schließlich möchten wir, dass Sie dafür etwas tun.« Ich hielt ihm den Schein entgegen, er nahm ihn noch nicht, hob die Schultern und fragte vorsichtig an, was wir denn von ihm verlangten.

Das erklärten Suko und ich gemeinsam.

Der Schaffner nickte. »Sind das Terroristen der RAF?«

»Damit haben sie überhaupt nichts zu tun. Auch wenn Sie die Männer schon gesehen haben, können Sie den Schein trotzdem behalten.«

»Das habe ich noch nicht.«

»Sagen Sie uns dann Bescheid?«
»Werde ich machen.« Er ging, ohne den Schein zu nehmen.
Suko grinste mich an. »Du bist hier in Deutschland, John, nicht im Orient.«
»Das habe ich auch gemerkt.«
»Allerdings bin ich davon ausgegangen, dass in Deutschland die Züge schneller fahren«, sagte Suko. »Besonders dann, wenn es sich um einen Express handelt.«
Ich deutete nach draußen. »Hast du dir die Bahndämme und die Gleise mal angeschaut? Wenn nicht, lass es lieber sein. Hier kann man nur langsam fahren.«
»Davon hörte ich.«
Für uns begann die Warterei. Wir rollten durch viel Landschaft und Gegend. Durch Dörfer, an Weiden entlang und Hügeln. Mal schluckte uns ein Tunnel, und die Zeit verging quälend langsam, während sich der Schaffner nicht blicken ließ.
Eine halbe Stunde war bereits seit unserer Bitte vergangen, und er hatte sich noch immer nicht gezeigt.
»Das wird wohl nichts«, meinte Suko.
Ich winkte ab. »Soll ich mal nachsehen? Du kannst ja warten.«
»Das denkst du auch nur.«
Dann stoppte der Zug. Einige Reisende stiegen aus, andere ein. Wir kontrollierten, ob sich unter den Aussteigenden van Akkeren und Hoffmann befanden.
Sie waren nicht dabei, und der Zug rollte wieder an. Der kleine Bahnhof blieb hinter uns. Die Pfosten für das Dach bestanden noch aus Holz, so alt war die Station.
Suko meinte: »Wenn sie nicht während der Fahrt ausgestiegen sind, müssten sie noch hier sein.«
»Ich hoffe.«
Dann kam der Schaffner. Wir forschten in seinem Gesicht, ob er uns eine gute Nachricht überbringen würde, aber seine Züge blieben fast ohne Ausdruck.
»Haben Sie…?«
Mit einer unwirschen Handbewegung unterbrach er meine Frage. »Wer sind Sie eigentlich?«
Ich traute ihm. »Polizisten.«
»Aber nicht aus dem Westen.«
»Doch«, sagte Suko. »Aus London. Das liegt ebenfalls im Westen, von hier aus gesehen.«
Da hatte der gute Schaffner einen Geistesblitz. »Da gibt es Scotland Yard. Ich habe davon gelesen…«
»Wir sind vom Yard.« Suko zeigte lächelnd seinen Ausweis und hatte bei dem Mann gewonnen, der wohl für Uniformen - seine saß faltenlos

glatt - und Ausweise etwas übrig hatte.
»Scotland Yard«, wiederholte er. Seine Stimme hatte einen beinahe ehrfürchtigen Klang bekommen. »Das ist ein Ding.«
»Wir sind sogar dienstlich hier, denn wir arbeiten mit der Leipziger Polizei zusammen. Sie können sich bei Kommissar Stahl erkundigen, falls Sie Telefon im Zug haben.«
»Das nicht.«
»Wie war das denn mit den beiden Männern?«, wollte ich wissen. »Haben Sie die…?«
Er nickte. »Der eine trägt auch im Abteil seinen Hut. Der andere sitzt ihm gegenüber.«
Suko und ich tauschten einen Blick. »Wo?«, fragten wir wie auf Kommando.
»Im dritten Wagen hinter der Lok. Das ist die erste Klasse.«
Ich runzelte die Stirn. »Sind sie allein?«
»Nein, noch drei Frauen sitzen bei ihnen.«
Im letzten Augenblick verschluckte ich den Fluch. Es wäre auch zu schön gewesen, hätten wir van Akkeren und Hoffmann in einem ansonsten leeren Abteil erwischt.
»Sie haben doch die Fahrkarten kontrolliert. Wie weit wollen sie fahren?«
»Gelöst ist bis Budapest. Was nicht heißt, dass sie erst dort aussteigen.« Er räusperte sich. »Sonst noch was?«
»Ja«, murmelte ich und reichte ihm den Schein. »Für Ihre Mühe.«
»Wollen Sie mich beleidigen, Mann?« Der Schaffner wurde echt sauer. »Das mag ich nicht. Wir sind hier nicht wer weiß wo. Ich bin nicht bestechlich.«
»Sorry.«
Er ging, und ich kam mir ziemlich blamiert vor. Suko grinste mich breit an.
»Was ist denn?«
»Vertan, sprach der Hahn, als er von der Ente stieg.«
»Ja, ja, schon gut. Jeder kann sich mal irren. Sag mir lieber, was wir jetzt unternehmen sollen.«
»Vorgehen.«
»Und weiter?«
»Wir bleiben in der Nähe, sorgen aber dafür, dass wir nicht entdeckt werden.«
»Fein.«
Er stieß mich an. »Los, der dritte Wagen von vorn, erste Klasse.«
»Ich möchte trotzdem nicht an ihrem Abteil vorbeigehen. Auch wenn sie keinen von uns sehen, ich halte die beiden für magisch so sensibel, dass sie etwas merken, denn ich trage das Kreuz, und es sendet eine gewisse Aura aus.«

»Was willst du stattdessen tun?«
»Abwarten!«
»Bis Budapest?«
»Wenn es sein muss, auch das.«
Nach dieser Antwort sank Suko in die Knie und fragte stöhnend, womit er mich verdient hätte…

***

Wir erreichten Dresden gegen Mittag. Hier stiegen die meisten Fahrgäste aus, denn nun näherten wir uns der tschechischen Grenze. Einer jedoch stieg ein.
Kommissar Harry Stahl, der in der Menge der Aussteiger Deckung gefunden hatte und es schaffte, in den Wagen zu huschen. Als er uns sah, wirkte er erleichtert.
»Alles klar bisher?«
»Ja.«
»Schön, bei mir auch. Wissen Sie denn, wo sich die Typen aufhalten?« Suko erklärte es ihm.
»Die haben sich nicht gerührt?«
»Nein.«
»Hm.« Harry Stahl überlegte. »Was würde passieren, wenn ich mich zu ihnen in das Abteil setze?«
Er bekam die lakonische Antwort von mir. »Dann wären Sie binnen kurzer Zeit tot.«
Harry Stahl erschrak, hatte sich aber schnell gefangen. »Glauben Sie denn, dass die einen Mord in einem fahrenden Zug riskieren würden? Ich nicht.«
»Aber wir. Diese Leute nehmen keine Rücksicht, Harry.« Ich sprach sehr intensiv und direkt. »Ob sie hier Leichen hinterlassen oder nicht, das spielt keine Rolle.«
»Dann sind wir also gezwungen, die Fahrt mitzumachen. Sogar bis nach Budapest?«
»Davon gehen wir aus.«
Der Kommissar lächelte erleichtert. »Nur gut, dass ich mich mit den Behörden in Verbindung gesetzt habe. Wir werden an den Grenzen keinen Ärger bekommen.«
»Das war sehr weise«, lobte ich ihn.
»Manchmal habe auch ich eine Idee.« Er strich über sein Gesicht. »Dann können wir nur noch warten?«
»Richtig.«
»Das kriege ich nicht in meinen Schädel. Wissen Sie, was ich mich frage?«
»Nein.«
»Ich frage mich, was die Kerle in Budapest oder wo immer sie auch

hinwollen, zu suchen haben.«
»Das würde uns auch interessieren.«
»Wir können uns demnach auf eine langweilige und lange Reise gefasst machen!«, resümierte der Kommissar. »Die ich allerdings nicht nur im Stehen verbringen will.«
»Wir auch nicht.«
Zu dritt gingen wir weiter vor. Im vierten Wagen hockten wir uns nieder. Schweigend, dumpf brütend, aber immer mit der Gewissheit, dass etwas passieren konnte.
Es ging alles glatt.
Die Grenzer waren freundlich. Wir rollten in die CSFR hinein, ein Land, das es ebenfalls geschafft hatte, sich von der Knechtschaft des Kommunismus zu befreien.
Schon bald umschwirrten uns fremde Sprachfetzen. Das Publikum hatte gewechselt, aber unsere beiden »Freunde« waren auf keinem Bahnsteig ausgestiegen. Nicht einmal, um sich die Füße zu vertreten.
Durch die Tschechei rollten wir auch dem Abend entgegen. Allmählich wurde es langweilig. Wir warteten auf die ungarische Grenze. Wieder waren die Grenzer freundlich. Einer ging sogar und schaute nach van Akkeren und Hoffmann.
Beide saßen wie Stöcke, so steif.
Als der Zug wieder anrollte, stand ich auf und reckte mich. »Dann werden sie wohl doch durchfahren bis Budapest.«
»Bestimmt.«
»Ich gehe mal eben für Königstiger«, nahm ich einen alten Witz auf. »Bis gleich.«
»Ja, mach für mich mit.«
»Wehe, du musst nicht!«, drohte ich Suko.
Er winkte nur ab und unterhielt sich flüsternd mit den neuen Bekannten. Uns gegenüber hockten zwei ältere Frauen, die Kopftücher umgebunden hatten. Sie beobachteten uns genau, manchmal grinsten sie.
Ich musste warten, denn es war besetzt. Den Zug verspürte ich, als die Tür geöffnet wurde. Ich drehte mich um und bekam große Augen.
Sie war höchstens fünfundzwanzig, ein Klasseweib. Schwarzhaarig, mit feurigen Augen, sehr elegant angezogen in ihrem Leinenanzug mit dem seegrünen Top darunter. Der Ausschnitt hatte leichte Wellen geworfen und gönnte uns einen Blick. Eine teure Ledertasche hing lässig über ihrer Schulter, und in die dunkle Flut von Haaren war ein gelbbuntes Kopftuch gebunden.
Sie sprach mich auf Ungarisch an.
Ich hob nur die Schultern, versuchte es mit Deutsch, was sie nicht verstand. »Do you speak english?«, fragte ich. »Yes, yes.«
Sie wollte wissen, wann wir in Budapest eintrafen. Die genaue Zeit

wusste ich auch nicht.
»Schade.« Dann warf sie die Haare zurück und lachte dabei. »Ich war lange nicht mehr hier, wenn Sie verstehen. Habe zwei Monate im Ausland gearbeitet.«
»Wo dort?«
»Frankreich - Paris.« Ihre Augen nahmen einen nahezu drogensüchtigen Glanz an. »Es war wunderbar. Jetzt muss ich warten, bis der nächste Auftrag kommt.«
»Auftrag?«, nahm ich den Faden auf.
»Ja, ich bin Model.«
»Das lässt sich hören.«
Sie winkte ab. »Nur keine falschen Vorstellungen, Mister. Es ist eine verdammt harte Arbeit.«
»Glaube ich auch. Rock aus, Rock an. BH aus…«
Sie lehnte sich gegen die Wand, zwischen zwei Fenster. Die Tasche stellte sie ab. Wahrscheinlich war sie froh, einen Gesprächspartner gefunden zu haben. Aus einem Etui holte sie eine lange Zigarette mit weißem Mundstück, schob das Ende zwischen die blass geschminkten Lippen und nickte mir zu. »Wenn Sie Engländer sind, kennen Sie zufällig London?«
Ich gab ihr Feuer und antwortete über die Flamme hinweg. »Ich stamme aus dieser Stadt.«
»Oh, das ist gut.«
»Warum?«
»Weil ich es bisher noch nicht geschafft habe, nach London zu kommen. Wir machen die Aufnahmen meistens in Frankreich, aber auch mehr im Süden. Mallorca, Ibiza, wenn Sie verstehen.«
»Klar, da ist mehr Sonne.«
»Eben. Dabei mag ich London. Diese Stadt hat Geschichte…«
»Und Nebel.«
»Der lässt sich doch aushalten.« Sie lächelte, während ich einen Schlag in den Rücken bekam. Dort hatte mich eine Klinke getroffen, als die Frau von der Toilette kam. Sie war schon älter, unwahrscheinlich breit in den Hüften, schaute mich böse an, danach meine Gesprächspartnerin und schob sich zwischen uns weiter.
»Sie entschuldigen«, sagte ich und betrat die Toilette, wobei ich erst einmal die Luft anhielt, denn der Gestank war nichts für schwache Nasen. Es gab Leute, die ihn als natürlich ansahen, ich atmete nur flach. Eigentlich war ich froh darüber, eine derartige Reisebekanntschaft gemacht zu haben, so wurde das letzte Stück der Fahrt nicht so langweilig. Außerdem konnten Suko und Harry Stahl die Augen aufhalten.
Ich beeilte mich, pumpte mit dem Fuß das Wasser aus der Leitung, wusch die Hände mit den Körnern der Trockenseife, hielt vergeblich

nach einem Papierhandtuch Ausschau und nahm mein Taschentuch, um die Hände trocken zu bekommen.

Ich ging hinaus auf den Gang. Beim Öffnen der Tür roch ich schon das Parfüm der jungen Ungarin.

Ich wollte etwas sagen, als sich von einem Augenblick zum anderen schlagartig alles veränderte.

Jemand hatte die Notbremse gezogen!

***

Eine Notbremsung!

Albtraum aller Bahnfahrer, und ausgerechnet ich bekam sie mit. Dabei fuhren Tausende von Zügen durch Europa, aber mich erwischte es.

Und wie!

Was ich hörte, konnte ich nicht unterscheiden. Eine Mischung aus Kreischen, Heulen, Krachen und schrillen Stimmen zugleich. Perspektiven verschoben sich. Feste Gegenstände hatten sich plötzlich selbstständig gemacht. Die Türklinke wurde mir aus der Hand gerissen. Ich fing an zu fliegen und sah direkt vor mir die Gestalt der jungen Ungarin, die mir wie ein flatterhaftes Wesen vorkam, als sie dicht in meiner Nähe von einer Seite zur anderen und auch nach vorn und zurückzuckte.

Ein schriller, irrer Tanz, aber kein schöner, denn die Landeplätze waren verdammt hart.

Sie prallte gegen die Wand, ich hörte sie schreien. Ich selbst lag auf dem Boden und wusste nicht, wie ich dorthin gekommen war. Über uns bewegte sich der Himmel, dabei war es keiner, sondern eine Wagendecke. Etwas prallte gegen mich. Ich griff zu und hielt die junge Ungarin umklammert.

Zum Küssen dicht war ihr Gesicht vor mir. Es zeigte Schrammen. Blut sickerte aus einer Platzwunde, aber die Kleine hatte ihren Humor bewahrt, denn sie sagte: »0 Mann, dass ausgerechnet uns so etwas passieren muss.«

»Dass Sie in meinen Armen liegen?«

»Da gibt es Schlimmeres.«

»Danke. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Julia.«

»Ich heiße John.«

»Toll, passt sogar. Wenigstens die Anfangsbuchstaben. Aber jetzt sollten wir aufstehen und unsere Knochen sortieren.«

Der Zug stand, und es war unnatürlich ruhig. Das dauerte nicht mehr an. Plötzlich hatte sich der Schock gelöst, da gellten die Schreie, da brüllten die Fahrgäste durcheinander, da schlugen Türen, während ich mich an einem Haltegriff festklammerte und zunächst einmal

nachtastete, ob bei mir noch alles vorhanden war.
Bis auf einige blaue Flecken hatte ich es überstanden. Julia erging es ähnlich - oder? Sie zog ihr Bein etwas nach, als sie die ersten Schritte probierte.
»Ist was mit Ihrem Knöchel?«
»Der schmerzt.«
Es war der Linke, ich wollte sie stützen, aber sie schüttelte ihre Mähne. »Nein, Mister, das schaffe ich schon. Wenn Sie nur versuchen würden, die Tür aufzuziehen…« Ich tat ihr den Gefallen.
Als ich nach draußen sprang, hinein in den Wirrwarr und das Gekreische der Stimmen, dachte ich darüber nach, wer die Notbremse gezogen haben könnte.
Mir fielen van Akkeren und Hoffmann ein, zudem dachte ich an Suko und Harry Stahl. Hoffentlich hatten sie die Notbremsung ebenso gut überstanden wie ich.
Ein Mann rannte mich einfach um. Er lief in wilder Panik im Zug entlang, blutend und mit den Armen um sich schlagend. Bestimmt hatte es auch andere Verletzte gegeben. Julia und ich hatten insofern großes Glück gehabt, dass der Gang ziemlich eng gewesen und unsere Aufprallmöglichkeiten begrenzt waren.
Sie stand neben mir, schaute mich an, schüttelte den Kopf und wischte über ihre Stirn, wo sie die Haare verteilte.
»Und jetzt?«
»Bleiben Sie hier, Julia. Ich werde sehen, ob ich noch etwas tun kann.«
»Was denn?«
»Menschen helfen.«
Ich ließ sie stehen, hörte aber ihre Schritte, als sie mir folgte. Vor allen Dingen interessierte es mich auch, wie Suko und der Kommissar alles überstanden hatten. Ich wusste ja, in welch einem Wagen sie gesessen hatten, und lief deshalb in Richtung Lok.
Natürlich bestand jetzt die Gefahr, dass van Akkeren und Hoffmann uns entdeckten. Okay, das Risiko mussten wir eingehen und konnten dann nur hoffen, dass sie nicht durchdrehten und die unschuldigen Fahrgäste als Geiseln nahmen.
Das alles schoss durch meinen Kopf, als ich mit stampfenden Schritten an der Wagenreihe entlanglief.
Kommissar Stahl lief mir als Erster in die Arme. Er war dabei, einen älteren Mann aus dem Zug zu tragen. Der Mann wimmerte und hielt sich sein Bein.
»Gebrochen?«, rief ich.
»Kann sein.«
»Und ihr?«
»Wir sind okay.«

»Wo ist Suko?«
»Im Wagen. Er holt noch andere.«
Die Türen pendelten auf. Ich kletterte hinein. Mich umfing das Weinen der beiden Frauen und ich sah Suko, wie er sich mit einer älteren Person abmühte.
Auch der Schaffner half. Ich sah ihn, als ich einen Blick durch das Fenster warf. Ein humpelnder und laut redender Lokführer befand sich an seiner Seite.
Ich schaffte die beiden Frauen aus dem Zug. Im Gras neben dem Bahndamm legten sie sich nieder.
Erst dann sah mich Suko. Meinen Freund lief der Schweiß über die Stirn. Er nickte mir zu. »Alles klar bei dir?«
»In etwa.«
»Ich weiß nicht, was mit van Akkeren und Hoffmann ist. Bis vorn habe ich mich noch nicht durchgeackert.«
»Soll ich nachschauen?«
»Aber gib Acht.«
»Ich habe das Kreuz!«
Rasch war ich wieder draußen. Bevor Julia mich ansprechen konnte, hatte ich bereits den ersten Wagen der besseren Klasse erklommen, wo ich im Gang beinahe über einen bewusstlosen Mann gestolpert wäre, der dort lag und eine große Beule an der Stirn hatte.
Ich stieg über ihn hinweg. Während ich ging, hatte ich das Gefühl, schwankenden Boden betreten zu haben. Mein Kreuz steckte bereits in der rechten Tasche griffbereit.
Die einzelnen Abteile gehörten noch zu den Älteren. Nicht alle waren besetzt.
Sehr vorsichtig schaute ich in jedes hinein, immer darauf bedacht, von zwei Augenpaaren angestarrt zu werden, die mir nicht gerade sympathisch waren.
Das geschah nicht.
Am Ende des Wagens hatte ich die Gewissheit, dass es unseren beiden Gegnern gelungen war, zu entwischen.
Ich stieg wieder aus. Diesmal auf der anderen Seite des Zuges. Wer immer die Notbremse gezogen hatte, es war ihm gelungen, den Zug auf freier Strecke anzuhalten.
So weit ich schauen konnte, sah ich kein Dorf, keine Stadt, nicht einmal ein Gehöft.
Ein Lied kam mir in den Sinn, in dem es hieß: Von der Puszta will ich träumen.
Für mich war diese Puszta mehr ein Albtraum als ein Traum, denn die Berge um Budapest waren noch nicht zu sehen. Dafür entdeckte ich den letzten Rest der Sonne am Himmel, die in einer glutroten Umgebung explodiert war und lange rote Feuerlanzen in das Grau der

Dämmerung hineinstieß.

Wenn einer der beiden die Notbremse gezogen hatte, musste das natürlich einen Grund gehabt haben. Nur konnte ich den nicht erkennen. Ich wusste, dass ihr Ziel in Frankreich lag, wo sie die Templer umbringen wollten. Was hatten sie dann in der Weite der Puszta zu suchen?

Beim Umdrehen sah ich den Schaffner. Er sprach mich an. Seine Uniform sah schmutzig aus. »Alles soll am Wagen bleiben, wir werden Hilfe holen.«

»Wie denn?«

»Über Funk.«

»Und der funktioniert?«

Er nickte.

»Gut, eine Frage noch. Weiß man, wo die Notbremse gezogen wurde?«

Sein Blick bekam eine gewisse Starrheit. Sehr langsam hob er den rechten Arm und deutete an mir vorbei. Der ausgestreckte Zeigefinger wies dabei auf den Wagen der ersten Klasse, den ich bereits durchsucht hatte.

»Sind Sie sicher?«

»Natürlich.«

Ich sagte nichts, gab mir innerlich eine Antwort und sah meinen Verdacht erhärtet.

»Sie entschuldigen mich, ich muss weiter.«

»Moment bitte. Weiß man, wer es getan hat?«

»Nein, aber das kriegen wir raus.«

»Hat es viele Verletzte gegeben?«

»Mir fehlt noch die Übersicht!« Jetzt ließ er mich endgültig stehen, und ich wusste, dass wir wieder einmal das Nachsehen bei unseren beiden »Freunden« gehabt hatten.

Wohin konnte man sich in dieser Einsamkeit wenden? Die Frage stellte sich automatisch, denn ich glaubte einfach nicht daran, dass sich van Akkeren und Hoffmann noch unter den Reisenden aufhielten. Diese Kerle hatten anderes vor.

Wenn sie den Zug hier auf freier Strecke gestoppt hatten, musste es für sie ein Ziel geben.

Ich umrundete den Zug in Höhe der Lok, die mir vorkam wie ein trauriger Klotz. Der Stimmenwirrwarr hatte sich gelegt. Allerdings herrschte noch immer eine große Unruhe und manche Reisende hatten ihre Panik noch nicht abschütteln können.

Suko und den Kommissar fand ich sehr schnell. Die beiden standen zusammen, diskutierten miteinander und schwiegen erst, als ich bei ihnen stehen blieb.

»Nichts, wie?«

»Genau, Harry.«
Er holte tief Luft. »Dann sind die beiden verdammten Verbrecher doch verschwunden.«
»So sieht es aus.«
Harry drehte sich um und streckte beide Arme aus. »Schaut euch doch mal um, verflucht. Wo kann man sich hier verstecken? Es gibt anscheinend kein Ziel. Weshalb wurde die Notbremse gezogen?«
»Wobei nicht feststeht, dass es einer der beiden getan hat«, bemerkte Suko.
»Sie haben«, wiedersprach ich. »Die Bremse wurde in dem Wagen gezogen, in dem sie saßen.«
Suko lachte leise. »Wie war das mit Südfrankreich?«, sagte er. »Wollten Sie nicht dorthin?«
»Mit einem Umweg, wie mir scheint.«
Ich hatte eine Frage. »Hat man euch denn gesehen?«
Suko und der Kommissar hoben gleichzeitig die Schultern. »Wissentlich nicht. Wir haben auch keinen Wagen der ersten Klasse untersucht und ebenfalls keine flüchten sehen.«
»Da spielt die Dämmerung eine Rolle.«
»Richtig, John. Fragt sich nur, was wir jetzt unternehmen sollen. Warten, bis Hilfe eintrifft? Zu Fuß weiterlaufen und darauf hoffen, dass sie uns zufällig vor die Mündungen laufen? Oder geben wir auf und fahren direkt nach Alet-les-Bains, um Abbé Bloch und seine Templer vor der Gefahr zu warnen?«
»Das wäre nicht einmal das Schlechteste.«
»Ich bin dagegen«, sagte der Kommissar. »Van Akkeren und Hoffmann müssen einen Grund gehabt haben, dass sie den Zug genau hier stoppten. Die gehen genau nach Plan vor. Oder glaubst du, dass sie einfach so einige Kilometer weit laufen, nur um etwas zu joggen?«
»Bestimmt nicht.«
»Dann muss es hier in der Gegend etwas geben, was die beiden Kerle interessiert.«
Wir konnten dem Kommissar nicht widersprechen. Bei Tageslicht hätten wir weiter schauen können, jetzt sah alles gleich aus. Egal, in welche Himmelsrichtung wir auch blickten.
»Da läuft man sich die Füße kaputt«, meinte Suko.
Ich nickte, bis mir einfiel, dass ich jemanden kannte, der aus Ungarn stammte. »Ich bin gleich wieder da«, sagte ich und lief davon, ohne die mir nachgerufenen Fragen zu beantworten.
Julia fand ich noch an unserem Wagen. Sie rauchte eine Zigarette und nickte mir zu. »Ich habe Sie schon gesucht, John. Schön, dass Sie zurückgekehrt sind.«
»Ja, aber ich bin nicht allein, sondern mit zwei Freunden unterwegs. Denen ist nichts passiert.«

»Oh, das wusste ich nicht.«
»Kommen Sie mit.«
Julia hob die Schultern, trat die Zigarette aus und folgte mir. Das verletzte Bein behinderte sie kaum. Als sie meinen besorgten Blick sah, glitt ein Lächeln über ihre Lippen. »Keine Bange, John, es geht schon. So leicht mache ich nicht schlapp.«
Suko und der Kommissar staunten nicht schlecht, als ich Julia anschleppte. Harry grinste breit. »Eine derartige Reisebekanntschaft lasse ich mir gefallen.«
Ich stellte sie vor, und Julia erfuhr auch die Namen meiner beiden Freunde.
»Dann sind wir zu viert.« Sie lächelte. »Sollen wir warten, bis Hilfe eintrifft?«
»Daran habe ich eigentlich nicht gedacht.«
»An was denn?«
Ich runzelte die Stirn. »Julia, Sie sind Ungarin. Sie - das setze ich einmal voraus - kennen Ihr Land. Ich müsste wissen, wo wir hier ungefähr sind.«
Sie lachte hell und warf dabei den Kopf zurück. »Bei Tageslicht hätten Sie eigentlich die Ziehbrunnen sehen können. Das bedeutet, dass wir uns in der Puszta befinden. Mittendrin, wenn Sie verstehen, und da gibt es nur wenige Dörfer. Es sieht einfach schlecht aus.«
»Das heißt, wir müssen weit laufen, um den nächsten Ort zu erreichen - oder?«
»So ist es. Kommt allerdings darauf an, was Sie unter weit verstehen. Es gibt Leute, die lachen über eine Entfernung von zwanzig oder mehr Kilometern. Ich allerdings nicht.« Sie warf einen Blick auf ihre Schuhe. »Die würden das nicht mitmachen.«
»Ja, glaube ich auch.«
»Dann müssen wir warten.«
Suko schüttelte den Kopf. »Hören Sie mal, Julia. Kann es nicht doch einen Ort in der Nähe geben?«
Sie schaute ihn an, bewegte ihre Augenbrauen. »Weshalb reiten Sie so darauf herum?«
»Wir haben unsere Gründe.«
»Geheimnisse?«, fragte sie lachend.
»Nicht direkt, aber so etwas Ähnliches schon.«
Ich hörte zwar hin, bekam allerdings von dem Gespräch nicht allzu viel mit, weil ich abgelenkt worden war. Wenn ich geradeaus schaute und mein Blick dorthin fiel, wo sich der dunkle Himmel mit dem Erdboden verband, glaubte ich, etwas Helles zu sehen.
Einen rötlichen Schein, der sich bewegte.
»Sieht aus wie ein Feuer…«
»Was sagst du, John?«

Ich machte Suko und Harry darauf aufmerksam, ließ ihnen Zeit, und auch Julia schaute hin.
»Das ist ein Feuer«, klärte der Deutsche. »Bestimmt.«
»Ein Ziel«, sagte Suko. »Ja.«
»Auch für unsere Freunde?«
»Worauf ihr euch verlassen könnt.«
Harry Stahl wurde plötzlich hektisch. »Das hat etwas zu bedeuten. Da hat sicherlich nicht jemand die Puszta angezündet, um Licht zu bekommen.«
»Das meine ich auch.«
»Also hin«, entschied Suko.
Wir waren einverstanden, hörten Julias Lachen und die Frage: »Wollen Sie das Risiko eingehen?«
»Ja.«
Sie hob die Schultern. »Ich wünsche einen angenehmen Lauf. Und wenn möglich, keine Blasen.«
»Danke für den Ratschlag.«
So lautlos wie möglich verdrückten wir uns, verfolgt von den skeptischen Blicken und vom Kopfschütteln des ungarischen Models…

***

Die Gestalt stand so plötzlich vor uns, als wäre sie aus dem Boden gewachsen. In der Dunkelheit wirkte sie schaurig. Ihr Gesicht war schlecht zu erkennen, dafür sahen wir das Funkeln in den Augen, und das kam uns nicht eben freundlich vor.
Er redete uns auf Ungarisch an. Wir verstanden kein Wort und der Kommissar versuchte es auf deutsch.
Die Gestalt lächelte. »Ja, ich habe öfter in Deutschland gelebt. Was also ist?«
»Wir sahen das Feuer.«
»Na und?«
»Da wollten wir hin.«
»Warum?« Der Mann strich über sein blauschwarzes Haar, das leicht fettig schimmerte. Es wuchs so lang, dass er es im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden hatte.
»Wir kommen aus dem Zug. Eine Notbremsung…«
»Ja, ich weiß.«
»Wer hat es Ihnen gesagt?«
Der Mann schaute mich an. »Der Wind hat es uns zugeflüstert.« Er deutete über die Schulter. »Das Feuer ist ein Zeichen für unser Lager. Wir campieren.«
»Reisende?«
»Fahrendes Volk. Sinti, Roma. Man nennt uns auch Zigeuner. Wir fahren durch Europa.«

»So ist das?«
Er nickte und fragte: »Ihr seid zu uns gekommen. Was also wollt ihr von uns?«
»Nichts, bisher. Wir sahen das Feuer. Es leuchtete bis weit in die Nacht hinein.«
Der Mann nickte. Er trug ein weit geschnittenes Hemd und eine sehr enge Hose. Ziemlich lange schaute er uns an, bevor er nickte. »Dann wollten Sie also zu uns?«
»Richtig.«
Auf dem kantigen Gesicht zeichnete sich ein Lächeln ab. »Ich weiß, wie man über uns redet, auch in Deutschland, aber man hat nie unsere Gastfreundschaft erwähnt. Sie gehört dazu, wenn man sich in einer sehr einsamen Gegend aufhält. Wenn Sie keine Furcht haben, kommen Sie mit.«
Suko nahm den Faden auf. »Furcht? Vor wem?«
»Nicht vor uns. Vor den Geistern der Nacht.«
»Und die gibt es?«
»Ja.« Der Mann sprach überzeugend. »Es gibt die Geister der Nacht, und an bestimmten Stellen sind Sie besonders konzentriert. Ich will euch das nur sagen, bevor ihr euch wundert.«
»Worüber denn?«
»Über bestimmte Rituale. Wir lagern an einem sehr interessanten Ort, wirklich.«
»Das glauben wir Ihnen«, sagte ich. »Kann es sein, dass wir nicht die einzigen Fremden sind, die bei Ihnen so etwas wie Schutz gesucht haben? Sind vor uns welche gekommen?«
»Sollten denn welche erscheinen?«
»Nun, der Zug steht, das Feuer leuchtet…«
»Ich habe keine gesehen.« Er blickte zu Boden, dann wieder hoch. »Ach ja, ich heiße Branco.«
Auch wir sagten unsere Namen, und Suko wollte wissen, wer der Chef der Sippe war.
»Mein Vater.«
»Werden wir ihn kennen lernen?«
Branco lächelte. »Ihr müsst ihn sogar kennen lernen. Er wird euch ansehen und prüfen. Wenn ihr ihm nicht gefallt, werdet ihr gehen müssen. Und hütet euch vor ihm. Er hat das Zweite Gesicht. Er sieht viele Dinge, die andere nicht sehen.«
Ich war neugierig geworden. »Hat er schon etwas gesagt, was die nahe Zukunft betrifft?«
»Nein, er sprach eher über das Denkmal hier in der Nähe. Kennt ihr es zufällig?«
»Nein, nie etwas davon gehört.«
»Dann ist es gut.«

Ohne noch etwas zu sagen, drehte er sich um und marschierte auf das Feuer zu. Wir folgten ihm schweigend, aber gedankenschwer, denn wir hatten einige Dinge erfahren, die man durchaus als rätselhaft ansehen konnte. Waren sie vielleicht erste Spuren, die uns zum Ziel führten?

Suko dachte ähnlich, als er flüsterte: »Ich glaube, wir haben hier ins Volle gegriffen.«

»Das scheint mir auch so.«

Bis zum Lager waren es nur ein paar Schritte. Autoren haben gern auf Zigeuner zurückgegriffen, wenn es ihnen darum ging, Opern- oder Operetten-Libretti ein folkloristisches Flair zu geben. Von dieser Buntheit und auch dem bühnenreifen Verhalten der Zigeuner bemerkten wir hier in der Puszta nichts.

Das Lager lag in einer gewissen Stille. Die Menschen hatten ihre Fahrzeuge abgestellt und Zelte an ihre Wohnwagen gebaut, um mehr Platz zu haben.

Laternen schaukelten vor den Eingängen im leichten Wind. Tische und kleine Stühle standen draußen, wir hörten keine Kinder lachen oder rufen, und auch die Erwachsenen redeten nur ziemlich leise miteinander. Über dem Lager lag eine gespannte, irgendwie auch unheimliche Atmosphäre, die mich seltsam berührte.

Auch Harry Stahl erging es nicht anders. »So still habe ich mir ein Zigeunerlager nicht vorgestellt«, meinte er leise. »Verstehen Sie das, John?«

»Nein, aber es wird einen Grund haben.«

»Das ja.«

Die Menschen drehten sich um, als wir das Lager betraten. Ich schaute in zahlreiche fremde Gesichter, in alte und junge. Mir entging auch nicht das Misstrauen der Leute, doch Branco wurde nicht angesprochen, er besaß hier als Sohn des Sippenführers Respekt.

Wir wandten uns nach links, weg vom Feuer. Unsere Schritte schleiften über das zertretene Gras.

Neben dem Knistern der Flammen eigentlich die einzigen Geräusche. Es kam mir vor, als würde jeder hier abwarten, wie es wohl weiterging.

Branco ging vor. Er hatte den wiegenden Gang eines Reiters, bewegte sich aber auch sehr geschmeidig.

Ob es das größte Zelt war, das wir ansteuerten, wusste ich nicht. Jedenfalls bildete es die Verlängerung eines an der Rückseite offenen Wohnwagens, war aber geschlossen. Im Innern brannte Licht.

Hinter dem Zelttuch bewegte sich eine schattenhafte Gestalt. An der Figur war eine Frau zu erkennen.

»Das ist meine Schwester«, erklärte Branco. »Sie hält sich bei meinem Vater auf.«

»Hat das einen Grund?«, fragte ich.

Branco nickte. »Ja, er fühlte sich den ganzen Tag über nicht wohl. Er war sehr aufgeregt, nervös, und er hat von der Nacht des Todes und des Sterbens gesprochen.«

»Hängt das mit dem Denkmal zusammen?«, fragte Suko.

Branco zuckte zusammen. »Welches Denkmal meinst du?«

»Davon hast du gesprochen.«

Der Mann holte tief Atem und drehte den Kopf nach rechts, bevor er über sein glattes Haar strich.

»Ja, das Denkmal des Bösen. Es ist in dieser Gegend. Mein Vater wollte hin. Er hat gesagt, dass es hier zu einer Entscheidung kommen wird. Seit alters her weiß der Sippenführer jeweils über bestimmte Orte Bescheid. Erst kurz vor seinem Tod gibt er das Wissen an seinen Nachfolger weiter.«

»Bist du das?«, fragte Harry.

»Ich werde es werden.«

»Und was hat es mit diesem bestimmten Ort auf sich?«, erkundigte ich mich.

Branco wollte nicht so recht mit der Sprache heraus. »Ich kann darüber nicht viel sagen, weil ich persönlich nicht zu den Wissenden gehöre. Erst wenn mein Vater es…«

»Keine Andeutung?«

»Glaubt ihr an den Teufel?«

»Manchmal schon.«

»Es ist ein Platz oder soll ein Platz sein, wo er sich einmal aufgehalten und ein Zeichen hinterlassen hat. Die Sippe begibt sich immer dann in die Nähe des Denkmals, wenn ihr Führer merkt, dass seine letzten Tage gezählt sind.«

»Wird dein Vater sterben?«, fragte ich direkt.

»Ich bin nicht das Schicksal«, erwiderte er orakelhaft. »Ich kann dazu nicht viel sagen, das müsst ihr verstehen. Da werden die Tatsachen sprechen, wenn es so weit ist.«

Mit einem Ruck öffnete sich die Klappe des Zelteingangs. Das Licht fiel von hinten her gegen die Gestalt einer jungen Frau, die ihr dunkles Haar zu einem seitlichen Zopf geflochten hatte. An den Augen und auch an den etwas vorstehenden Wangenknochen erkannten wir die Verwandtschaft zwischen ihr und Branco. Sie trug Jeans und eine enge Bluse. Das musste Tamara sein. Ihr heftiges Atmen strömte uns entgegen. Sie redete hastig auf ihren Bruder ein. Wenn mich nicht alles täuschte, schimmerten Tränen in ihren Augen.

Plötzlich stöhnte Branco auf, sank nach vorn, presste die Hände gegen seinen Magen und schüttelte den Kopf.

Wir verhielten uns still. Wohl war uns dabei nicht, denn wir wurden Zeugen einer Familientragödie.

»Tamara war bei ihm«, sagte er zu uns.
»Was hat er gesagt?«, fragte Harry.
»Ich - ich muss hin«, flüsterte Branco. »Wahrscheinlich bin ich zu spät gekommen…«
Bevor wir noch eine Frage stellen konnten, war er in das Zelt getaucht und wenig später durch den offenen Ausstieg im Innern des Wohnwagens verschwunden.
Tamara breitete ihre Arme aus. Ein Zeichen, dass sie uns nicht hineinlassen wollte.
Wir standen da und warteten. Hinter uns bewegten sich die anderen Zigeuner. Sie hatten es zwar nicht hören können, aber instinktiv gespürt, dass sich etwas Schreckliches anbahnte.
Als ich mich umdrehte, sah ich sie wie eine Mauer stehen. Körper an Körper, schweigend, beklemmend und auch irgendwie drohend uns gegenüber, als wollten sie uns einen Teil der Verantwortung in die Schuhe schieben. Harry Stahl bewegte unruhig seine Hände, die aufeinander lagen. »Das gefällt mir alles nicht.«
Ich hob die Schultern. »Vielleicht haben wir auch Glück gehabt.«
»Wie soll ich das denn verstehen?«
»Ganz einfach. Van Akkeren und Hoffmann haben sich diesen Ort bewusst ausgesucht. Ich denke, dass dieses erwähnte Denkmal eine bestimmte Rolle spielen wird.«
»Das der Teufel hinterlassen haben soll?«
»Ja.«
»Eine Legende«, flüsterte er.
»Warte es ab, Harry.«
»Nun ja, du hast die Erfahrung.«
»Das stimmt.«
Tamara beobachtete uns regungslos. Selbst ihre dunklen Augen erschienen mir leer. Das Licht malte ihren Schatten schräg auf den Boden. Der wiederum erinnerte mich an einen anderen Schatten, an diesen tödlichen Killer, der durch die Nacht huschen und sich seine Opfer suchen konnte.
Am Eingang des Wohnwagens entstand Bewegung. Im Wagen selbst brannte nun ein schwaches Licht.
Branco kehrte zurück. Er ging nicht mehr so geschmeidig wie vorhin. Leicht schwankend, den rechten Arm vorgestreckt, als suchte er einen Halt.
Tamara war sein Verhalten ebenfalls aufgefallen. Wir hörten sie stöhnen. Dann lief sie auf ihren Bruder zu. Etwa in der Zeltmitte trafen sie zusammen und fielen sich in die Arme. Jetzt sah es so aus, als wollten sie sich gegenseitig stützen.
Und beide weinten…
Ich hatte meine Hände zu Fäusten geballt. Die Fingernägel stachen in

die Handballen. Neben mir flüsterte Harry Stahl sein »Ach du Scheiße…«

Die anderen Zigeuner waren unruhig geworden. Eine Frau gab einen langen, klagenden Laut von sich, der sich anhörte wie das Heulen eines Tieres und mir unter die Haut fuhr.

Branco drückte seine Schwester auf den Eingang des Wagens zu. Er selbst kam zu uns. Mit fahrigen Bewegungen wischte er seine Augen klar, blieb dicht vor uns stehen und nickte.

»Tot?«, fragte Suko.

»Ja, er ist tot…«

***

Branco hatte so laut gesprochen, dass auch die anderen ihn hören konnten. Auch wer kein Deutsch verstand, an der Aussprache war zu erkennen gewesen, dass es für den Sippenführer keine Rettung mehr gegeben hatte.

Die Menschen weinten, sie schluchzten, sie hielten die Köpfe gesenkt, klammerten sich aneinander.

Ich vernahm Worte, die mich an Gebete erinnerten.

Und Branco stand vor uns. Er riss sich unheimlich zusammen, auch weil er wusste, dass die Verantwortung auf ihm lastete.

»Darf ich ihn sehen?«, fragte ich.

»Nein! Kein Fremder darf sich seinem Totenbett nähern. Erst nehmen wir Abschied.«

»Es wäre vielleicht besser!«

»Ich will es nicht. Wir haben unsere Gesetze. Befolgt sie oder geht wieder.«

»Schon gut.«

Tamara kehrte zurück, weinend. Es war ein stummes Weinen, das mir persönlich unter die Haut ging. Ihr Gesicht zeigte die Blässe einer Leiche, und sie blieb neben ihrem Bruder stehen, der fürsorglich und tröstend einen Arm um die Schwester legte.

Ich wusste, dass sie trauerten, und ich kam mir auch wie ein Schuft vor, als ich die Frage stellte.

»Jetzt wirst du das Geheimnis des Sippenführers nie erfahren - oder?«

»Ich bin zu spät gekommen«, erklärte der Zigeuner müde. »Viel zu spät. Ich habe versagt, ich hätte es wissen müssen, als wir diesen Platz hier ansteuerten. Er hatte mir schon Hinweise gegeben, aber ich habe nicht auf sie geachtet.«

»Welche Hinweise?«

»Auf den Ort des Teufels.«

»Das Denkmal?«

»Ja.«

Er wollte nicht mehr mit uns sprechen. Zusammen mit seiner

Schwester ging er an uns vorbei und zu den anderen hin. Er sprach mit stockender Stimme in das Weinen und Heulen hinein. Besonders die Stimmen der Frauen hallten wie das Klagen von Coyoten hinaus in die graue Finsternis der Pusztanacht.

Wir waren zur Seite getreten und fühlten uns innerhalb dieses Lagers ziemlich verloren.

»Das war eine Niederlage«, sagte Harry.

Ich widersprach ihm nicht, redete aber davon, mir den Toten genau ansehen zu wollen.

»Richtig, John«, sagte auch Suko. »Wahrscheinlich haben wir den gleichen Verdacht. Er kann durch den Schatten umgekommen sein. Der Tod hat ihn plötzlich getroffen. Hätte er bemerkt, dass er sterben würde, Himmel, er hätte sicherlich seinen Sohn eingeweiht. Oder bist du da anderer Ansicht?«

»Nein, Suko.«

»Aber warum?«, zischelte Harry Stahl. »Warum soll der Schatten den Mann ermordet haben?«

Ich hob die Schultern. »Das weiß ich auch nicht. Ich kann nur annehmen, dass es mit dem Denkmal zusammenhängt, von dem uns Branco immer wieder berichtete.«

Stahl starrte in das Feuer. Wir alle sahen ziemlich mitgenommen aus, aber wir spürten auch das Kribbeln in uns. Ein Zeichen, dass diese Nacht noch lang werden würde.

Ich schaute auf die Uhr.

Nicht ganz eine Stunde würde noch vergehen, bis die Tageswende eintrat. Eine sehr kurze Zeitspanne, in der trotzdem einiges passieren konnte. Mich interessierte nach wie vor der Tote, zudem beschäftigte mich ein bestimmter Verdacht.

Sukos Gedanken bewegten sich in eine andere Richtung. »Hier wurde von einem Denkmal gesprochen, John. Wenn es dieses Zeichen tatsächlich gibt, müsste es doch irgendwo hier in der Nähe stehen.«

»Richtig.«

»Ich würde es gern suchen.«

»Und ich auch.«

Scharf schaute ich Suko an. »Denkst du auch an Leipzig?«

»Und ob ich daran denke. Ich kann dir versprechen, dass ich mich nicht mehr so reinlegen lasse.«

»Außerdem sehen vier Augen mehr als zwei.«

»Das stimmt, Harry. Okay, meinetwegen geht. Nur wisst ihr nicht, wo ihr das Denkmal finden könnt. Es kann überall sein. Auch wenn es in der Nähe ist, könnt ihr euch verlaufen.«

»Wir gehen einen Kreis.« Suko ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen.

»Okay denn.«

Die beiden zogen sich zurück. Erst langsam, sie wollten nicht gesehen werden. Nach einer gewissen Distanz wurden sie schneller, dann hatte sie die Finsternis verschluckt.

Ich blieb allein zurück.

Keiner sprach mich an oder benahm sich direkt feindlich mir gegenüber, dennoch kam ich mir vor wie ein Eindringling, der das normale Leben der Zigeuner durcheinander brachte.

Ich hatte mich schon abseits hingestellt. Jetzt sah ich auch die ersten Kinder, die aus den Zelten und Wohnwagen kamen. Sie beobachteten mich neugierig und gleichzeitig misstrauisch.

Allein vom Aussehen her passte ich nicht zu dieser südländisch aussehenden Sippe.

Mir ging der Tote nicht aus dem Sinn. Ich wollte ihn sehen, ihn untersuchen, weil ich meinen Verdacht einfach nicht loswurde. Da konnte ich machen, was ich wollte.

Ohne es direkt gesteuert zu haben, zog ich mich vom Rand des Lagers und damit auch aus dem Restschein des Feuers zurück, um in der Dunkelheit Deckung zu finden.

Man würde mich im Lager nicht vergessen haben, aber die Menschen hatten anderes zu tun, als mich unter Kontrolle zu halten. Der Schock über den Tod des Anführers saß tief. Ich kannte mich in den Trauerritualen der Zigeuner nicht aus, konnte mir aber vorstellen, dass sehr bald bestimmte Klagegesänge durch die Nacht hallen würden.

Ich schlug einen Bogen, um den anderen Rand des Lagers zu erreichen, denn ich wollte nicht durch das Zelt und den hinteren Eingang den Wagen betreten.

Weitere Wachen waren nicht aufgestellt worden. Branco war uns wohl auch mehr zufällig in den Weg gelaufen. Ohne entdeckt zu werden, erreichte ich einen bestimmten Punkt und blieb dort stehen. Vor mir befand sich die Front des Wohnwagens. Gezogen wurde das Fahrzeug von einem älteren Mercedes. Der Wagen interessierte mich nicht, ich konzentrierte mich auf den seitlichen Eingang des Wohnfahrzeugs und hoffte, dass er nicht verschlossen war.

Die schmale Klinke verschwand in meiner Hand, als ich sie zur Faust schloss.

Ein Versuch, ein Lächeln, die Tür war offen.

Mir fiel ein kleiner Stein vom Herzen. Dennoch schaute ich mich erst um, bevor ich die Tür ganz aufzog und mich in den Wohnwagen hineinschob. Dunkel war es nicht, die kleine Lampe sorgte dafür, dass ich etwas sehen konnte.

Sofort umfing mich eine bestimmte Atmosphäre. Ich konnte nicht einmal von der Aura des Todes sprechen, die ist wohl kaum erklärbar, aber hier hatte sich die warme Luft zwischen den Wänden gesammelt und strich über mein Gesicht, als ich vorging.

Die Einrichtung des Wagens bestand aus sehr alten Möbelstücken. Da war das voluminöse Sofa ebenso zu sehen wie die Stühle mit den bogenförmigen Polstern. Tischbeine standen auf dicken Teppichen und verschwanden handhoch darin.

Ich ging lautlos auf die Lichtquelle zu, die in der Nähe einer Liegestatt stand, ihren Schein darüber hinwegwarf und eigentlich die blasse Haut des Toten hätte treffen müssen.

Das Laken schimmerte hell. Nur an der Kopfseite strich der Schein darüber hinweg.

Ich ging weiter, das Kribbeln im Nacken blieb und hatte sich sogar zu einer Gänsehaut verstärkt.

Im Mund spürte ich den trockenen Geschmack. Der Speichel schien verflogen zu sein. Auf meiner Stirn perlte der Schweiß.

Die Lampe stand auf einem Ständer. Sie war oval geformt. Der sich wie ein Pilz darüber ausbreitende Schirm ließ das Licht noch mehr zerfließen.

Den Verdacht hatte ich schon zuvor gehabt, auf einmal aber weiteten sich meine Augen, als ich die Bestätigung erhielt. Der Blick fiel auf das zerknitterte Laken, aber von einer Leiche war nichts mehr zu sehen…

***

Nein, ich bekam keinen Schock, weil ich damit gerechnet hatte. Aber auch die Bestätigung dessen ließ einen dicken Knoten in meinem Magen entstehen, denn ich wusste, weshalb der Tote verschwunden war.

Der Sippenführer war nicht normal gestorben, er musste Besuch von dem Schattenkiller gehabt haben, der ihn zunächst tötete, aber gleichzeitig zu einem Zombie gemacht hatte, der natürlich seine Chance nutzte, aufgestanden war und verschwand.

Fragte sich nur, wohin er verschwunden war.

Für mich gab es zwei Möglichkeiten: Flucht in die Nacht und Aufsuchen des schon erwähnten Denkmals. Oder aber er irrte durch das Lager, um sich Opfer zu suchen, denn lebende Leichen gehen in der Regel auf die Jagd nach Menschen. Da töten sie aus ihrem grauenhaften, teuflischen Trieb heraus.

Sicherheitshalber schritt ich auf den Ausgang zu, noch immer lautlos, weil der Teppich den gesamten Boden des Wagens bedeckte. Ich konnte in das Zelt hineinschauen.

Von der lebenden Leiche sah ich nichts. Sie hielt sich auch nicht in der Nähe versteckt und musste es tatsächlich geschafft haben, den Wagen zu verlassen.

Das wollte ich auch.

Diesmal nahm ich den direkten Weg. Im Zelt summten die Insekten und umtanzten die Laterne in einem bizarren Reigen. Über den

Grasboden schritt ich dem Ausgang entgegen, wohl wissend, dass sich meine Gestalt als Schattenriss abheben würde.

Die Luft stand unter der Plane. Sie roch zudem nach menschlichen Ausdünstungen. Ich atmete durch die Nase, duckte mich tiefer, als ich durch den offenen Ausgang glitt - und sah rechts von mir eine männliche Gestalt.

Fast hätte ich meine Waffe gezogen, weil ich mich für einen Moment so erschreckt hatte. Es war keine lebende Leiche, sondern Branco, der Sohn des Toten.

Von seiner Freundlichkeit und Gastfreundschaft war kaum etwas zu spüren. Er fuhr mich böse an, als seine Hand vorschoss, die Finger sich im Hemdstoff verkrallten und er mich voller Wut anfauchte. »Was hast du in dem Wagen zu suchen gehabt? Ich habe dir verboten, ihn zu betreten. Verboten! Du hast die Ruhe des Toten gestört!«

»Nein, das habe ich nicht!«

Sein Gesicht nahm einen noch härteren Ausdruck an. Er zitterte vor Wut, die Haut spannte sich scharf über seine Wangenknochen. »Du wagst es noch zu lügen?«

»Ich lüge nicht!«

»Wieso…?«

»Hör zu, Branco. Es ist ganz einfach. Ich kann die Ruhe eines Toten überhaupt nicht stören, wenn es keinen Toten mehr gibt, mein Freund.«

Jetzt sah Branco aus, als wollte er mich umbringen. Er fühlte sich von mir in seiner Trauer gestört, in der Ehre gekränkt, und das machte ihn so wütend.

»Wie kannst du es wagen, so etwas zu sagen?«

»Sieh nach.«

»Im Wagen?«

»Ja, Branco. Wo hat dein Vater gelegen? In seinem Bett? Ist er dort gestorben?«

»Sicher.«

»Geh hin und schau nach, ob er dort noch liegt.«

Der Griff seiner Finger lockerte sich. Mein Hemd nahm wieder das normale Aussehen an. Der Arm des Mannes sank nach unten. Noch einen sehr scharfen und wütenden Blick warf er mir zu, bevor er an mir vorbei und in das Zelt glitt.

Ich überlegte, ob ich hinterher gehen sollte, entschied mich aber dagegen und wartete.

Es dauerte nicht lange, dann kam er zurück. Neben mir blieb er stehen, wachsbleich im Gesicht. Die Stränge an seinem muskulösen Hals zitterten.

»Habe ich gelogen?« Ich musste ihn zweimal ansprechen, bevor er mir eine Antwort gab.

»Nein, er ist weg.« Der Schrei erstickte auf seinen Lippen, nur ein wütendes Zischen drang aus dem Mund. »Wo ist er? Wer hat ihn geholt? Bist du hingegangen und hast dich an der Leiche versündigt, indem du sie mitgenommen hast? Vielleicht, um einen Toten zu beschwören, wie es die alten und geheimen Rituale versprechen, die Vorfahren von uns aus den asiatischen Ländern mitbrachten?«

»Nichts davon stimmt«, erwiderte ich.

»Wie ist es dann passiert?«

Ich hatte lächeln wollen, drängte dieses Gefühl allerdings zurück, weil es mir unpassend und zu überheblich erschien. »Kann es nicht auch so gewesen sein, dass der Tote aufstand und einfach wegging? Dass er sich erhob und…«

»Er war tot!«, keuchte Branco. Er tippte mehrmals gegen seine Brust. »Ich habe es gesehen. Ich habe ihn mit eigenen Augen als einen Toten dort im Bett liegen sehen.«

»Da widerspreche ich dir nicht. Aber du hast selbst gesagt, dass sich ein magischer Ort in der Nähe befindet. Möglicherweise hat das Verschwinden deines Vaters damit etwas zu tun. Oder hast du noch nichts von den Wiedergängern gehört, von den lebenden Leichen, die auch den Namen Zombies bekommen haben?«

Mir war nicht bekannt, welcher Glaubensrichtung er angehörte. Jedenfalls schlug er ein hastiges Kreuzzeichen, als ich den schlimmen Begriff erwähnte. Für mich auch ein Beweis, dass er sehr wohl etwas damit hatte anfangen können.

Ich nickte. »Denke darüber nach, Branco, und denke auch weiter. Wenn sich dein Vater in einen Zombie verwandelt hat, wird er eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen haben. Muss ich dir noch sagen, wie diese Aufgabe aussehen wird?«

»Du bist…«, er holte Luft, aber konnte den Satz nicht mehr vollenden, denn beide hörten wir den Schrei, der durch das Zigeunerlager hallte.

Es war zwar ein Schrei, trotzdem ein Wort, das ich allerdings nicht verstand.

»Tamara!«, keuchte Branco und schaute sich um, als würde sie in seiner Nähe stehen. »Und - und sie hat etwas gesagt.«

»Was, zum Teufel?«

»Vater hat sie gesagt - Vater!«

Mir blieb vor Schreck fast das Herz stehen!

***

Beide Männer atmeten erst auf, als sie sich so weit vom Lager entfernt hatten, dass sie auch vom flackernden Restschein des Feuers nicht mehr erreicht werden konnten.

»Das hätten wir geschafft«, sagte Suko, wobei ihm das Kopfschütteln

des Kommissars auffiel.
»Hast du was?«
»Ja, Suko. Mir ist trotzdem nicht wohl bei der Sache, denn wir haben John allein zurückgelassen.«
»Richtig.«
»Das sagst du so locker?«
»Er ist es gewohnt. Wir sind es gewohnt. Getrennt marschieren, vereint zuschlagen.«
»Klappt das immer?«
»Meistens«, schränkte Suko ein.
Der Kommissar schaute sich um. »Wir sprechen von einem Kreis oder einem Bogen, den wir schlagen wollten. Wie sieht es damit aus?«
»Das klappt schon.«
»Ich überlasse dir die Führung.«
Beide Männer hatten wirklich keine Ahnung, als sie losgingen. Zunächst geradeaus, dann schlugen sie einen Bogen, ohne allerdings die Lampen als Leuchthilfe zu nehmen. In der Dunkelheit war ein derartiger Schein auf eine große Entfernung hin zu sehen.
Dafür sahen sie ein Licht. Mehr einen Punkt, der in einer bestimmten Höhe über dem Erdboden schwebte, manchmal aufglühte, spärlich wurde und wieder glühte.
Ein fremder Geruch strömte ihnen entgegen. Er überdeckte das saftige Aroma des Grases oder den angenehmen Duft blühender Sommerblumen.
»Das ist Rauch«, flüsterte Harry.
»Genau, von einer Zigarette.«
Vor ihnen stand jemand und rauchte. Sie dachten an einen Aufpasser. Bevor der Kommissar eine Frage stellen konnte, war Suko schon verschwunden. Harry hatte ihn nicht mehr gehört, wie ein Schatten war er weg gewesen.
Der Deutsche fühlte sich unwohl, so allein gelassen. In der Dunkelheit konnte alles lauern. Etwas zögernd schritt er dem rot aufleuchtenden Punkt entgegen, den Suko bereits erreicht hatte, damit auch die Person, die rauchte.
»Ist das nicht gefährlich, hier in der Dunkelheit zu stehen und zu rauchen?«
»Nein«, erwiderte Julia. »Ich wusste ja, dass Sie in der Nähe sind. Außerdem geht es meinem Bein wieder besser.«
»Wie schön für Sie.« Suko ging um sie herum. Schräg vor ihr blieb er stehen. »Ich an Ihrer Stelle würde die Zigarette austreten, man sieht die Glut.«
»Außerdem ist es schädlich für den Teint«, erklärte Julia noch.
»Das stimmt auch.«
»Was, um alles in der Welt, hat Sie hergetrieben?«, erkundigte sich

Suko, als die rote Glut verloschen war.

Julia strich durch ihre Haare und hob die Schultern. »Die Langeweile und auch die Neugierde. Die versprochene Hilfe kam nicht, auch kein Ersatzzug. Es wird noch dauern, bis da was geschieht. Ich hatte keine Lust, mich zu den anderen zu hocken. Sie sind mir zu öde.«

»Wir nicht?«

»Das glaube ich kaum.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Wo Sie sind, da ist auch Action. Als Frau spürt man das, verstehen Sie?«

»Weiß nicht. Ich bin keine Frau.«

»Verlassen Sie sich da ganz auf mich.«

Es gefiel Suko überhaupt nicht, Julia getroffen zu haben. Er empfand sie als Klotz am Bein. So dachte auch der Kommissar, der plötzlich erschien.

»Was machen Sie denn hier?«

»Sie will Action haben.«

»Auch das noch.« Er verdrehte die Augen, was selbst in der Finsternis zu erkennen war.

Julia konnte sich ein leises Lachen nicht verkneifen. »Wollen Sie mir erzählen, dass Sie nur durch die Nacht gehen, um sich die Beine zu vertreten?«

»Und wenn es so wäre?«

»Würde ich Ihnen das nicht glauben, Suko.« Sie tippte ihn leicht an. Bei den folgenden Worten bekam ihre Stimme einen überheblichen Klang. »Dann wäre auch John dabei.«

»Er blieb im Lager.«

»Was machen Sie hier draußen?«

»Wir suchen etwas«, erwiderte Harry.

»Oh, das ist gut. Klingt so geheimnisvoll. Erzählen Sie doch!«

Harry kümmerte sich nicht um Sukos warnendes Räuspern, er plapperte munter drauflos. »Wir sind auf der Suche nach einem Denkmal.«

Julia verstand. »Sie meinen doch nicht etwa die komischen Steine hier in der Nähe?«

Jetzt nahm Suko alles zurück. Er fasste sie an der Schulter. »Moment mal, Mädchen, welche Steine?«

»Die habe ich gesehen.«

»Und wo?«

»Da hinten, auf einem kleinen Hügel. Bin mal raufgegangen.«

»Da standen dann die Steine?«

Julia nickte. »Ja, wie Menhire, die verschiedene Leute als Kraftspender benutzen.« Sie zeichnete die Form der Steine mit beiden Händen in der Luft nach, indem sie die Arme anhob und parallel

zueinander wieder sinken ließ.
»Das muss es sein«, flüsterte der Kommissar. »Es gibt keinen Zweifel.«
Suko nickte. »Glaube ich auch.«
»Soll ich Sie hinbringen?«
»Ja«, sagte der Inspektor. »Zuvor hätte ich noch eine Frage. Ist Ihnen was an den Steinen aufgefallen?«
»Nein.«
»Sie sahen also normal aus?«
»Ja, dunkel und hoch. Säulenartig.« Sie beugte ihren Mund Suko entgegen. »Komisch war mir schon, als ich plötzlich vor ihnen stand. Da hatte ich das Gefühl, als würden sie jeden Augenblick auf mich niederstürzen. Den Grund kann ich Ihnen auch nicht nennen.«
»Strahlten sie etwas ab?«
»Licht?«
»Nein, Julia. Eine Aura. Manchmal spürt man es doch.«
»So meinen Sie das.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, alles war normal, obwohl ich mich erschrak.«
»Und Menschen haben Sie in der Nähe auch nicht gesehen?«
»Überhaupt nicht.«
Harry Stahl nickte. »Suko, ich finde, wir sollten hingehen und nicht mehr so lange reden.«
»Aber so interessant sind die doch nicht!«, wehrte Julia ab. »Was interessiert Sie an diesen Klötzen? Oder aber…«, sie zog ein wissendes Gesicht, »stehen die Steine möglicherweise an einem bestimmten Ort, dem eine magische Bedeutung nachgesagt wird?«
»Das wollen wir herausfinden.«
Sie trat einen Schritt zurück. »Verflixt, ihr macht es aber spannend. Langeweile gibt es bei euch wohl nicht.«
Suko winkte ab. »Lassen Sie uns gehen.«
Julia übernahm die Führung. Sie wusste noch sehr gut, aus welch einer Richtung sie gekommen war, und wandte sich nach rechts. Im Gänsemarsch blieben Suko und Harry hinter ihr. Ab und zu schüttelte der Inspektor den Kopf. Auch wenn die Frau sie auf die möglicherweise richtige Spur gebracht hatte, gefiel es ihm trotzdem nicht, dass sie jetzt zu dritt waren und auf sie Acht geben mussten, denn van Akkeren und sein neuer Kumpan Hoffmann kannten kein Pardon.
Es dauerte nicht sehr lange, bis sie einen flachen Hang erreichten. Suko holte auf, als Julia langsamer ging. Sie streckte ihren Arm aus und flüsterte dem neben ihr gehenden Inspektor zu: »Wenn Sie genau schauen, können Sie die beiden Steine erkennen. Sehen Sie mal.«
Die zwei Steine wirkten wie geballte Hände. Etwas Unheimliches konnte Suko nicht erkennen, auch nicht fühlen.
Das Gras wuchs hier nicht wie sonst. Auf dem Boden gab es breite,

graslose Flecken, sehr dunkel, als wäre an diesen Stellen etwas verbrannt worden.
»Sind Ihnen die Stellen auch aufgefallen?«, fragte Suko.
»Nein, die sehe ich jetzt erst. Was können sie bedeuten? Haben Sie eine Ahnung?«
»Vielleicht hat jemand etwas verbrannt.«
»Kann sein.«
Noch wenige Schritte, dann standen sie auf der sehr flachen Hügelkuppe, wo nicht ein Grashalm mehr wuchs, was dem Inspektor wiederum zu denken gab.
Dieser Platz konnte durchaus ein Ort des Bösen sein, eine Heimstätte für den Teufel oder irgendeinen anderen Dämon, der hier sein Unwesen getrieben hatte.
»So wie jetzt habe ich auch vor ihnen gestanden.«
Suko und auch Harry schwiegen dazu. Sie schauten sich die beiden Steine an. Ihre Blicke wanderten von oben nach unten und von unten nach oben. »Nichts Ungewöhnliches zu sehen«, flüsterte der Kommissar.
Suko hob die Schultern.
»Oder doch?«
»Ich werde sie untersuchen.« Suko holte eine Lampe aus der Tasche. Der scharfe Strahl richtete sich auf den hohen Menhir und Suko erkannte zum ersten Mal dessen Farbe.
Er hatte damit gerechnet, von einem schwarzen oder zumindest grauen Stein zu stehen, was nicht der Fall war. Selten hatte sich Suko bei einer Vorstellung so geirrt.
Der Strahl tastete sich im Rhythmus der Bewegung allmählich höher, und Suko erkannte, dass dieser Stein eigentlich keiner war, denn Steine sahen hier in Mitteleuropa so nicht aus. Dieser angebliche Menhir hatte eine hellbraune Farbe, einen Terrakottaton, wie man ihn auch von Blumenkübeln her kannte.
»Ha«, sagte Harry Stahl, »das soll ein Stein sein?«
»Der sieht aber komisch aus«, flüsterte Julia.
Suko nickte. »Das meine ich auch.«
»Ist das überhaupt ein Stein?«
»Werden wir gleich sehen, Julia. Bleibt ihr beide mal bitte zurück.« Suko trat näher an den Gegenstand heran, der aus der Hügelkuppe hervorwuchs und Jahresringe aufwies wie ein Baumstamm mit dicker Rinde. Er sah an der Oberfläche aus, als wären mehrere Schichten übereinander geschoben worden. Das war niemals ein Stein.
Suko ging so nahe an ihn heran, bis er ihn berühren konnte. Ein normaler Stein hätte sich kalt angefühlt. Hier aber hatte er das Gefühl, eine Handfläche über einen Baumstamm gleiten zu lassen.
»Weißt du jetzt Bescheid?«, hörte er hinter sich den Kommissar

fragen.
»Ja. Das ist ein alter Baumstamm.«
Schweigen, selbst Julia hielt den Mund. Sie war es trotzdem, die als Erste redete. »Wie kommt denn ein - ein Baumstamm in diese öde Gegend?«
»Kann ich auch nicht sagen.«
»Vielleicht war hier mal Wald«, meinte Harry.
»Das glaube ich nicht!«, widersprach Suko.
»Wieso?« Harry war jetzt direkt neben den Inspektor getreten. »Was ist der Grund?«
»Ich kann es nicht beweisen, doch ich befürchte, dass dieser Ort und eben die beiden Stämme eine bestimmte symbolische Bedeutung haben, die nicht unbedingt positiv zu bewerten ist.«
»Nein…?«
»Das hört sich ja direkt spannend an!«, flüsterte Julia. »Vielleicht sitzt da ein Geist drin…« Sie lachte leise.
Suko blieb ernst. »Das wollen wir nicht hoffen.« Er bewegte die Lampe in einem bestimmten kreisförmigen Rhythmus, weil ihm schon vor einigen Sekunden etwas aufgefallen war.
»Was tust du…?«
»Sei mal still, Harry!«
Der Kommissar schwieg. Suko konnte forschen und sah seinen Verdacht allmählich bestätigt.
»Was siehst du denn da?«
»Linien«, murmelte der Inspektor.
»Wieso?«
»Sie hängen zusammen und sie ergeben auch einen Sinn, das kannst du mir glauben.«
»Ein Zeichen?«
»So ungefähr.«
Suko ließ sich in der folgenden Minute nicht stören. Hinter und neben sich hörte er das scharfe Atmen der beiden Begleiter. Obwohl noch nichts geschehen war, spürte jeder von ihnen die lastende Spannung, die zwischen und über ihnen lag.
Suko sah nicht nur Linien, die von oben nach unten liefen, er entdeckte auch die Verbindungsstriche, die nötig waren, um aus diesen eingravierten Linien ein Motiv oder eine Gestalt hervorschälen zu lassen.
Ein langgestreckter Oberkörper und auch nicht mit der Andeutung einer Kleidung versehen. Arme, die nach unten hingen, breite Brust, Hals und Kopf, alles dran.
Den nahm Suko als letztes Teil unter die Lupe - und schloss für einen Moment die Augen, denn nun war ihm klar, aus welchem Grund van Akkeren oder auch Hoffmann den Zug angehalten hatten. Es ging

ihnen um diesen Platz, um diese in die Rinde eingeschnitzte Figur, die keinen Geringeren zeigte als den Dämon Baphomet. Das Wesen mit den langen Hörnern, die aus der breiten Stirn wuchsen, den Karfunkelaugen, dem hässlichen Teufelsgesicht und dem breiten, etwas vorgeschobenen Mund.

Das war Baphomet, und auch Julia hatte ihn gesehen. Während der Kommissar schwieg, flüsterte sie nur einen Satz.

»Mein Gott, was kommt da auf uns zu…?«

***

Es war nicht einmal ein furchtbarer Schrei, aber er war trotzdem schlimm.

Wir hörten ihn. Während ich wie unter Strom stand und mich nicht bewegte, fing Branco an zu zittern, und in seinem Gesicht wechselten die Gefühle innerhalb von Sekunden.

Angst, Verzweiflung, Überraschung, Ungläubigkeit - diese Skala zeichnete sich dort ab. Er hielt den Mund offen, als wollte er etwas sagen, seinen rechten Arm ausgestreckt, wobei mich die Spitzen der Finger noch berührten.

Von den anderen Zigeunern erfolgte ebenfalls keine Reaktion. Sie warteten ab, ob sich der Schrei wohl wiederholen würde, was jedoch nicht der Fall war. Abrupt endete er.

Ich rüttelte Branco an der Schulter. »Wo, zum Henker, finde ich deine Schwester?«

»Sie - sie ist…«

»Wo?«

Er drehte sich um und deutete in eine bestimmte Richtung. Da konnte jeder Gegenstand mit gemeint sein. Es hatte für mich keinen Sinn, hier stehen zu bleiben, ich musste weg und hetzte mit langen Sätzen quer durch das Lager, vorbei an den Männern und Frauen, die ebenfalls in die Richtung schauten.

Neben einem Wohnwagen stand ein junger Mann. Er hatte sein Messer gezogen und den Kopf gedreht. In den Augen funkelte es. Er sah so aus, als würde er Bescheid wissen.

Ich sprach ihn an. »Tamara - wo?« Ich konnte seine Sprache nicht, deshalb die wenigen Worte, wobei ich hoffte, dass er mich trotzdem verstanden hatte.

Er bewegte seine Hand mit dem Messer und hätte mich beinahe erwischt, wenn ich nicht so hastig zurückgesprungen wäre. Die Spitze zeigte zwischen zwei Zelte. Ich hoffte, dort richtig zu sein.

Schlangengleich wand ich mich unter den tief hängenden Zweigen eines Baumes her, bevor ich das Ziel erreichte.

Es war ein kleines Zelt. Wäsche hing neben dem Eingang an einer Leine und bewegte sich träge im Wind.

Ich sah von Tamara nichts und hörte auch nichts von ihr. Diese beiden Tatsachen ließen das Schlimmste befürchten. Mit der Silberkugel-Beretta in der rechten Hand huschte ich durch den offenen Eingang und fand mich im Innern des Zeltes wieder, wo ich zunächst nichts sah, dann das leise Stöhnen hörte, meine Lampe hervorholte und den Strahl direkt auf die Quelle des schlimmen Geräuschs wandern ließ.

Tamara lag auf mehreren Decken oder Teppichen. Nicht auf dem Rücken, dafür auf der Seite. Die Hände hielt sie gegen den Leib gepresst, das Blut aber sickerte aus ihrer Schulter, wo sich eine tiefe Wunde befand, die ihrer Form nach wie ein Keil aussah und von einem Beil hätte stammen können.

In mir krampfte sich einiges zusammen, aber Tamara lebte, das war im Moment wichtig. Neben dem Lager kniete ich mich nieder. Sie sah aus wie ein Gespenst, fürchterlich bleich und schweißnass. Das Blut hatte ein Kopfkissen getränkt und dort rote Flecken hinterlassen.

»Was ist geschehen?«

»Vater«, keuchte sie. »Kam - hat Beil. Trat mich in Magen - schlug dann zu.«

»Wo ist er?«

»Weg!«

»Danke.« Ich streichelte über ihren Kopf. »Keine Sorge, du schaffst es, Mädchen.«

So schnell wie möglich lief ich wieder nach draußen, wo auch Tamaras Bruder eingetroffen war. Ich erklärte ihm mit wenigen Worten, was sich ereignet hatte, kümmerte mich aber nicht um sein entsetztes Gesicht, sondern bat ihn, sich um die Schwester zu kümmern.

»Aber der Vater!«

»Den suche ich!«

»Wo denn?«

»Im Lager ist er nicht mehr, das weiß ich mittlerweile. Er muss sich in der Gegend aufhalten.«

Trotz meiner Eile dachte ich klar und logisch. Da der Zombie im Lager nicht gesehen worden war, musste er den kürzesten Weg genommen haben, um zu verschwinden.

Den ging ich auch.

Hinter dem Zelt fand ich das freie Gelände. Das heißt, es wurde von einer Buschreihe umzäunt. Um mich als Ziel anzubieten, ließ ich die Lampe brennen, obwohl mir verdammt unwohl bei der Sache war, denn einem aus der Dunkelheit geschleuderten Beil konnte ich kaum ausweichen. Die Buschreihe erschien mir interessant. Vielleicht gab es dort eine Stelle, wo die lebende Leiche sie durchbrochen hatte.

Der Lampenkegel glitt von rechts nach links über die Zweige, die sich

ineinander verhakt hatten wie die Glieder einer Kette.
Dann kam er.
Wo er gelauert hatte, bekam ich nicht so genau mit. Irgendwo hinter dem Gebüsch wohl, denn plötzlich splitterten die Zweige, von einer wahren Brachialgewalt zerstört. Sie wirbelten mir sogar entgegen. Ihnen folgte die scheußliche Gestalt mit dem käsegelben Gesicht, den weit offen stehenden Augen und dem runden Loch, das einmal der Mund gewesen war.
Der Zombie trug eine Hose und ein Hemd. Beide Kleidungsstücke waren schmutzig, das Hemd zeigte an gewissen Stellen Risse. Das Beil hatte er auch noch. In der rechten Hand hielt er es. Den Griff dabei so hart umklammert, dass die Knöchelspitzen hervorstachen.
Als er zuschlug, warf ich mich nach hinten.
Gleichzeitig flammten in meinem Rücken mehrere Scheinwerfer auf, die das fürchterliche Geschehen beleuchteten wie auf einer Bühne, und als Drama liefen die folgenden Sekunden auch ab.
Der erste Hieb hatte mich verfehlt.
Auch deshalb, weil der Zombie nicht mit dem Widerstand der restlichen Zweige gerechnet hatte und sich beim Fall darin verhakte.
Das Beil hieb mit seiner scharfen Klinge ziemlich dicht vor meinen Fußspitzen in den Boden.
Ich lag auf dem Rücken. Als sich der Zombie wieder aufrichtete, dies unter den erschreckten Schreien der Zuschauer, drückte ich ab. Die blasse Mündungsflamme wurde vom grellen Licht der Scheinwerfer verschluckt. Sie war überhaupt nicht zu sehen gewesen, aber das geweihte Geschoss hieb voll ins Zentrum.
Der Zombie schrie nicht. Er fing die Kugel auf. Er flog auch nicht zurück, aber auf seiner Brust war nicht nur ein Loch entstanden, die Wunde sonderte auch einen grünlichen Rauch ab, der vor dem Körper als dicke Wolke hertrieb.
Dann fiel er hin. Rücklings hinein in die Zweige, die unter seinem Gewicht federten, auch weiterhin brachen, den Körper trotzdem in einer gewissen Schräglage hielten, denn er sah aus, als hätte er die Hacken in den Boden gestemmt.
An ihm bewegte sich nichts mehr.
Kein Bein, keine Hand, keine Wimper. Er war endgültig tot, aber er hielt trotzdem noch das Beil fest, und aus der Wunde drang der Rauch in leise zischenden Wolken.
Ich stand auf und drehte mich um. Gegen die Mauer der Neugierigen fiel mein Blick.
Niemand sprach ein Wort. Der Schrecken hatte die Zigeuner stumm werden lassen.
Wie ein Schlafwandler trat Branco vor. Er ging an mir vorbei. Neben seinem Vater sank er nieder.

Was sollte ich noch sagen? Er hatte alles mitbekommen! Er hatte gesehen, dass Zombies tatsächlich existieren und keine Erfindung irgendwelcher Autoren und Filmemacher waren.

Über der Leiche war er zusammengesunken. Ich konnte ihn von der Seite her ansehen, sah auch sein nasses Gesicht, auf dem die Tränen Spuren hinterlassen hatten.

Er sprach nicht, er weinte nur, und ein alter Mann trat vor und bekreuzigte sich. Sein graues Haar sah aus wie alt gewordener Schnee.

»Er war untot, nicht?«, redete er mich in der deutschen Sprache an.

»Das ist richtig.«

»Sind die alten Riten wieder aus der Tiefe der Verdammnis in diese Welt gelangt?«

»Ich weiß es nicht, aber ich habe eher den Eindruck, dass ihr euch ein anderes Lager suchen solltet. Dieses hier ist nicht gut für euch, das kannst du mir glauben.«

»Ja, der Satan hat sein Zeichen hinterlassen.«

»Leider.«

Er nickte mir zu und sagte: »Du hast ihn getötet. Du hast einen Zombie dieser Welt entrissen.« Mit seiner faltigen Hand deutete er auf meine Beretta. »Ist es eine besondere Waffe?«

Ich nickte. »Sie wird mit geweihten Silberkugeln geladen.«

»Aha.« Auch er nickte. »Dann bist du ein besonderer Mensch, denn wer besitzt schon eine Pistole mit geweihten Silberkugeln.«

»Es ist meine Arbeit, die schwarzmagischen Kräfte zu bekämpfen.«

Der alte Mann widersprach. »Nein, das ist keine Arbeit, das ist eine Berufung.«

»Auch.«

Branco bewegte sich wieder. Er stand sehr langsam auf, den Blick zu Boden gerichtet. Starrer konnte man nicht schauen. In seinem Innern musste eine Hölle aus Schmerz und Angst toben.

Dann sprach er mich an. »Er war eine lebende Leiche, aber jemand muss ihn dazu gemacht haben.«

»Du kennst dich aus«, murmelte er, dann öffnete er den Mund noch weiter und hauchte ein Wort so leise, dass nur ich es hören konnte, kein anderer. »Wer?«

»Ich weiß es nicht genau…«

»Der Teufel?«

Eine gute Frage. Ich wusste nur nicht, ob ich nicken oder sie verneinen sollte. »Das kann ich dir wirklich nicht sagen. Wir sind einem Dämon auf der Spur.«

»Nicht dem Teufel?«

»Er heißt Baphomet!«

Branco überlegte. Wahrscheinlich dachte er darüber nach, wo er den Namen schon einmal gehört hatte. Dann hob er die Schultern. »Es ist

ein verfluchtes Stück Erde, wir hätten hier nicht lagern sollen.«
»Weshalb habt ihr es getan?«
»Mein Vater wollte es so. Ja, er hat sich diesen Platz ausgesucht, aus welchen Gründen auch immer. Wahrscheinlich suchte er sogar den Kontakt mit dem Dämon. Ich habe ihn in der letzten Zeit verändert erlebt. Er hat mir immer wieder gesagt, dass sich die alten Legenden erfüllen würden, verstehst du?«
»Nein, wie lauten sie?«
»Es würde jemand kommen, der den Ort des Teufels, diesen Rastplatz der Hölle, wieder zum Leben erweckt. Wahrscheinlich ist der Unbekannte schon da. Ich habe ihn ja erwartet, denn ich wusste als Einziger Bescheid. Deshalb stand ich auch vor dem Lager. Als ich euch sah, da dachte ich, dass ihr es seid, die dies tun sollten. Ja, das habe ich fest angenommen, und ich bin froh darüber, mich geirrt zu haben.«
»Sicher, wir wollen ihn haben.«
»Er ist nicht weit entfernt«, flüsterte Branco, »Du musst den kleinen Hügel hochgehen, da wirst du ihn finden. Es sind die beiden Steine, die Quellen des Teufels, wie sie auch genannt werden. Oder einfach das Denkmal.«
»Meine Freunde suchen es bereits.«
»Sind sie denn in der Lage, etwas gegen den Teufel auszurichten?«
»Das glaube ich schon, denn wir gehören zusammen. Unsere Aufgabe ist es, dem Bösen zu widerstehen.« Ich wechselte das Thema. »Was ist mit deiner Schwester?«
»Ihr wird es besser gehen. Ich habe sie der alten Saffi überlassen. Sie kennt sich aus in der Heilkunde, denn sie ist eine Expertin, was die Kraft der Kräuter angeht und…«
Da hörten wir das Lachen.
Grell, scharf und höhnisch durchstieß es die Nacht und schallte ebenso über das Lager wie die Stimme.
»Glaub nur nicht, dass ihr gewonnen habt, Sinclair. Glaube es nur nicht. Ich bin da, Geisterjäger, ich und der Schatten…«
Gesprochen hatte van Akkeren. Jetzt wusste ich genau, dass die Nacht noch verdammt lang und gefährlich werden konnte…

***

Hatten sich die übrigen Zigeuner bisher zurückgehalten, so änderte sich dies schlagartig. Urplötzlich verloren sie ihre angespannte Ruhe, sie redeten durcheinander mit hektischen und schrillen Stimmen. Branco sah sich als Mittelpunkt und fühlte sich überfordert, als permanent nach der Quelle des Lachens gefragt wurde.
Wenn van Akkeren einen panikartigen Zustand hatte herbeiführen wollen, dann war ihm dies gelungen. Mit Hoffmann im Hintergrund

konnte er die Situation ausnutzen und bei diesem Durcheinander leicht in das Lager eindringen.

Wenn ich ehrlich gegen mich selbst war, so stand ich auf ziemlich verlorenem Posten. Branco konnte mir zwar helfen, sprachliche Probleme zu überwinden, gegen van Akkeren und seinen Begleiter kam er nicht an. Und meine Helfer turnten irgendwo durch die Nacht, wobei ich hoffte, dass sie wenigstens das Lachen gehört hatten.

Branco hatte sich drei Männer herausgepickt. Er stand vor ihnen, schrie sie an, schlug mit beiden Händen gegen seine Schenkel und schickte die Männer dann weg.

Ich konnte nur darauf warten, dass Branco Zeit für mich fand, was auch geschah.

Er blieb vor mir stehen, atmete heftig, bevor er fragte: »Was soll ich denn machen?«

»Gar nichts, Branco, du warst gut. Du hast getan, was möglich war.«

»Ich - ich schicke sie zur Wache weg.«

»Richtig.«

Er schaute mich scharf an. »Und wer hat da gelacht? Wer kann derartig satanisch lachen?«

»Nicht der Satan.«

Branco funkelte mich an. Seine Pupillen wirkten wie geschliffenes Obsidian. »Du weißt viel über ihn, nicht wahr, John? Du hast schon mit dem Satan Kontakt gehabt, obwohl du nicht auf seiner Seite stehst. Das sehe ich dir an, du bist anders, ich spüre es. Wir alle haben es gespürt, als ihr hier ankamt. Wir merkten genau, dass da jemand zu uns gestoßen ist, der etwas vorhat…«

»Ich will die Dämonen vernichten!«

Den Klartext begriff er, auch wenn er eine Frage hatte. Dabei stellte er sich auf die Zehenspitzen und wippte. »Du redest von Dämonen? Wie viele sind es?«

»Zwei!«

»Muss ich sie kennen?«

Ich hob die Schultern. »Weißt du, Branco, ihr Zigeuner habt eure Riten, eure Mythologie, eure Legenden und Sagen. Mögen sie in manchen Dingen von denen der anderen Völker abweichen, im Grundprinzip aber sind sie sich gleich. Der Gegner ist immer der Teufel oder wie man ihn sonst noch zu nennen pflegt.«

Mein Gegenüber atmete tief ein. »Dann - dann müssen wir damit rechnen, vom Teufel belauert zu werden.«

Ich gab ihm Recht. »Einem Teufel namens Baphomet. Kennst du ihn?«

Branco überlegte. »Ich habe von ihm gehört«, gab er schließlich zu. »Ja, ich erfuhr irgendwann mal seinen Namen, wobei der Teufel doch verschiedene hat.«

»Richtig. Hier wollen wir uns auf Baphomet einigen. Er beherrscht im Moment die Szene.«

Branco ging an mir vorbei. Vor seinem toten Vater blieb er stehen. »Hat dieser Teufel auch ihn umgebracht?«, flüsterte er.

»Das ist mein Problem.«

Für eine Weile blieb Branco stehen, als müsste er über meine Worte noch nachdenken. Dann drehte er sich um. »Wenn es dein Problem ist, so ist es auch das unserige, nicht wahr?«

»Davon gehe ich aus.«

»Und wie…«

»Baphomet ist nicht allein gekommen«, erklärte ich. »Er hat nach einem Helfer gesucht und ihn auch gefunden. Der Mann stammt aus Leipzig, heißt Hoffmann und hat es geschafft, seinen eigenen Schatten von seinem Körper zu trennen.«

Mit dieser Antwort hatte ich den armen Branco fast um den Verstand gebracht. Er drehte sich langsam um. An seinem Gesicht erkannte ich, dass er mir nicht glauben wollte. »Du - du hast da etwas gesagt, dem ich nicht folgen kann…«

»Es tut mir Leid, Branco, aber das ist so. Baphomet steht nicht allein, und ich schätze seinen Helfer als ebenso gefährlich ein wie ihn selbst. Dieser Hoffmann und sein Schatten gehören zwar zusammen, sind aber trotzdem zwei selbstständige Wesen. Er kann ihn auf die Reise schicken, der Schatten wird sich um sein Opfer legen und es langsam töten. So hat er es auch bei deinem Vater getan…«

Branco nickte, sah allerdings so aus, als hätte er nichts verstanden. »Noch mal…«

»Nein, ich fahre fort. Wenn die vom Schatten Getöteten eine gewisse Zeit in ihrem Zustand verbracht haben, kehren sie wieder zurück. Diesmal als lebende Tote, als Zombies, als grauenhafte Wesen, die nur darauf aus sind, zu töten.«

»Wie mein Vater…«

»Ja, er ist leider das beste Beispiel dafür.« Ich hob die Schultern. »Und er ist nicht der Einzige gewesen.«

Branco stöhnte auf. Er legte seine Handflächen gegen die Wangen. Erst jetzt kam ihm die ganze Tragweite meiner Erklärung zu Bewusstsein. In seinen Blick stahl sich das Grauen. Er schüttelte sich, als wollte er das schlimme Gefühl loswerden. Dabei wusste er nicht, ob er lachen oder weinen sollte.

»Jetzt weißt du Bescheid, Branco…«

»Ja, das weiß ich. Was ist mit deinen Freunden? Warum sind sie gegangen? Fürchten sie sich?«

»Nein, bestimmt nicht. Sie sind ebenso scharf darauf, den Teufel zu stoppen wie ich.«

»Dann seid ihr seinetwegen gekommen?«

»Richtig.«
»Mit dem Zug?«
»Genau. Die Notbremse wurde gezogen, und ich kenne jetzt den Grund. Baphomet hat sich diese Gegend aus bestimmten Motiven ausgesucht. Du hast von einem verfluchten Ort gesprochen, den es hier in der Nähe geben soll.«
»Den kleinen Hügel.«
»Genau, Branco. Ich möchte von dir wissen, was mit ihm los ist. Ihr kennt dieses Land und seine Geschichten. Was hat sich in dieser Gegend ereignet? Was erzählt man sich? Wenn ich das weiß, dann habe ich auch die Lösung.«
Branco kratzte über seine Stirn. Sein Blick war ins Leere gerichtet. Er hob die Schultern und gab mir eine Antwort, die mich überhaupt nicht befriedigte. »Da hättest du meinen Vater fragen müssen. Auf sein Geheiß hin haben wir diesen Platz angefahren. Er wollte es, er war dafür, und niemand widersprach dem Sippenführer.«
»Nannte er Gründe?«
»Kaum.«
»Dann sage mir die wenigen.«
Branco schaute gegen den Himmel, als gäbe es dort etwas zu entdecken. »Mit mir hat er darüber gesprochen. Er meinte, dass wir auf der Kippe stehen, in der Balance wären zwischen Sterben und Leben. Mein Vater hoffte, dass wir auf die Seite des Lebens fallen würden. Dabei kam er mir vor, als müsste er eine alte Schuld begleichen.«
»Die er auf sich geladen hat?«
»Nein, John, nicht er persönlich. Andere haben die Schuld auf sich geladen.«
»Aber was habt ihr damit zu tun?«
»Es gibt so etwas bei uns, das eigentlich nur wir richtig begreifen. Vielleicht kannst du es mit Sippenhaft umschreiben. Auch Zigeuner betreiben Ahnenforschung. Mein Vater war darin Spezialist. Er hat lange geforscht und festgestellt, dass unsere Vorfahren vor langer Zeit an diesem Platz gelagert haben und dort etwas entdeckten, was furchtbar böse war und die Sippe eigentlich nie mehr losließ. Es war eben der kleine Hügel, wo ein Teufel seinen Platz hatte. Er musste in einen meiner Vorfahren hineingelangt sein und ihn beeinflusst haben. Mein Vater konnte mit dieser Schande nicht leben. Er hat die Sippe wieder an diesen Ort geführt, um alles wieder zurechtzubiegen.«
»Was meinte er damit?«
»Er wollte sich dem Grauen stellen.«
»Allein?«
»Ja.«
Ich schüttelte den Kopf. »Das ist verrückt gewesen, das war

Wahnsinn, echt! Ein Dämon wie Baphomet ist viel zu stark und brutal. Er konnte es nicht schaffen.«

Branco hob die Schultern. »Ich konnte es ihm leider nicht ausreden. Er war der Anführer.«

»Besaß er denn eine Waffe? Oder wollte er sich dem Platz waffenlos nähern?«

Branco nickte. »Einen alten Fetisch, den er sehr sorgfältig aufbewahrte.«

»Was ist das?«

»Geweihtes Wasser aus Rom. Er nannte es nur Fetisch. Damit wollte er den Dämon vom Platz vertreiben. Aber das alles ging nur auf seine Kappe.«

Ich dachte nach. Wenn ich diesen Fetisch finden konnte, war das nicht schlecht. Zudem dachte ich an Hoffmann und dessen Schatten, den ich stoppen musste.

»Noch ist Zeit«, sprach ich Branco an. »Wir könnten versuchen, den Fetisch zu finden.«

Er zog die dunklen Augenbrauen zusammen. »Dann müssten wir seinen Wagen betreten.«

»Sicher.«

»Das Heim eines Toten. Er ist noch nicht unter der Erde…«

»Hör mir zu, Branco. Hier geht es nicht mehr um irgendwelche Riten, wir müssen hart arbeiten. Die Nacht kann sonst zu einem tödlichen Durcheinander werden.«

»Ja«, sagte er und warf einen verzeihenden Blick auf seinen toten Vater. »Wir werden es suchen. Dann gehe ich hin und versuche, diesen Dämon zu vernichten.«

Ich redete ihm diesen Vorsatz nicht aus, weil ich ihm nicht die Hoffnung nehmen wollte. Wie es sich später dann tatsächlich entwickelte, blieb abzuwarten.

Die Zigeuner waren nicht in ihren Zelten oder Wagen verschwunden. Sie hatten wieder Holz in das Feuer geworfen und den Flammen so Nahrung gegeben. Sehr hoch reichten die Feuerzungen zum dunklen Himmel. Sie leuchteten einen großen Teil des Lagers aus. Die Männer und Frauen selbst umstanden das Feuer, weil sie sich von ihm mehr Schutz versprachen. Einige hatten auch ihre Kinder aus dem Schlaf geholt und zu sich genommen.

Niemand sprach uns an. Die Fragen standen auf ihren Gesichtern. Sie beobachtete jeden unserer Schritte, kamen uns aber nicht nach. Ich hielt die Augen ebenfalls offen und suchte auch nach dem Schatten, von dem ich aber nichts entdeckte. Dabei war ich sicher, dass van Akkeren und Hoffmann das Lager unter Kontrolle hielten, denn vor dem Feuerschein hoben sich die Menschen und auch die toten Gegenstände sehr genau ab.

Ich bückte mich, als ich das Vorzelt betrat. Noch immer schwebte der starke Geruch zwischen den Planen. Ich mochte ihn einfach nicht und schüttelte mich.

Branco betrat den Wohnwagen als Erster. Er ging durch die hintere Tür und bewegte sich lautlos voran, als hätte er Angst, noch jetzt die Ruhe des Toten zu stören.

Vor dem Bett blieb er stehen, drehte sich zu mir um und breitete die Arme aus. »Mein Vater hat mir viel erzählt, aber nicht alles. Die großen Geheimnisse behielt er leider für sich.«

»Demnach auch das Versteck des Fetischs.«

»Das ist richtig.«

»Wir müssen es trotzdem versuchen«, murmelte ich. »Wo könnte er denn versteckt sein?«

Branco hob die Schultern.

»Hast du etwas dagegen, wenn ich hier das Innere des Wagens etwas auf den Kopf stelle?«

»Nein, es muss wohl sein.«

»Sehr richtig.« Ich begann mit der Durchsuchung und ging dabei profihaft vor.

Die meisten halb hohen, sideboardähnlichen Schränke waren nicht abgeschlossen. Hier vertraute jeder dem anderen. Aber es gab in der kleinen Dusche einen Wandschrank aus dunklem Holz, bei dem das helle Metallschloss stark auffiel.

Branco war mir gefolgt. Er stand schwer atmend hinter mir.

»Kennst du diesen Schrank? Weißt du, was dein Vater darin aufbewahrt hat?«, fragte ich.

»Nein.«

Die Klappe hatte einen schmalen Griff. Ich zerrte daran und bekam sie nicht auf. »Hat dein Vater einen Schlüssel?«

»Bestimmt, aber ich weiß nicht wo.«

»Okay, dann müssen wir den Schrank aufbrechen. Ich bin davon überzeugt, dass er den Fetisch dort versteckt hält.«

Es war Branco nicht recht, was ich ihm auch ansah. Erst das schreckliche Schicksal seines Vaters und nun das Herumstöbern in der Privatsphäre. Ich hätte auch nicht anders gehandelt, aber die Tatsachen verlangten es. Im Hintergrund lauerten zwei dämonische, bösartige Killer, die keine Rücksicht kannten. Um Menschenleben zu schützen, musste ich mich einfach darüber hinwegsetzen.

Branco holte Werkzeug. Mit einem kurzen Stemmeisen kehrte er zurück. Es war vorn abgeflacht und würde auch in einen Spalt hineinpassen. Ich suchte mir den Passenden aus, gab den nötigen Druck und hebelte die Klappe auf.

Das Holz war stabil. Nach mehrmaligen Versuchen zersplitterte es schließlich.

Branco schaute mir zu. Unruhe hielt ihn erfasst. Er trat von einem Bein auf das andere.

Dann fiel die Klappe.

Vor meinen Füßen tickte sie auf, der Blick war frei. Wir schauten gemeinsam in den kleinen Wandschrank, in dem etwas Längliches lag, das in blauem Samt eingewickelt war.

»Das muss der Fetisch sein!«, flüsterte Branco. »Ja, es gibt keine andere Möglichkeit!« Er war sehr aufgeregt und wischte seine schweißnassen Handflächen an den Hosenbeinen ab.

»Werden wir gleich sehen.« Ich blieb cool, als ich den Gegenstand hervorholte, die winzige Dusche verließ und ihn auf einen Tisch im Wohnwagen legte.

Branco schüttelte den Kopf und deutete mir damit an, dass ich den Gegenstand auspacken sollte.

Ich rollte das Tuch auseinander. Es roch nach Gewürzen oder Mottenpulver. Meiner Ansicht nach war es sehr alt, wie auch der Fetisch, auf den wir schauten.

Branco räusperte sich. Er bewegte heftig seine Augenlider, nickte und war von dem Anblick des schmalen Silbergefäßes gebannt, das aussah wie eine übergroße Eiswaffel, die nach oben hin durch einen halbrunden Deckel abgedeckt war.

Ich nahm den Fetisch hoch und schüttelte ihn. In seinem Innern gluckerte es.

Auch Branco hatte das Geräusch vernommen. Mit kaum verständlicher Stimme flüsterte er: »Das geweihte Wasser aus Rom befindet sich noch darin. Es ist nicht verdunstet.«

»Wie auch?«, lächelte ich und zeigte auf den Verschluss.

»Und jetzt?«

»Keine Sorge, Branco.« Ich hielt den Verschluss mit der Hand umfasst und zerrte an ihm. Es klappte nicht, ich musste ihn drehen. Im Gewinde knirschte es ein wenig, doch schließlich hatte ich es geschafft, der Deckel war runter.

Vor mir sah ich eine andere Abdeckung. Sie war durchlöchert. Wenn ich den Fetisch heftig bewegte und entsprechend hielt, konnte ich das geweihte Wasser verspritzen.

»Nun?«

Branco nickte. »Das Erbe meines Vaters«, hauchte er mit Ehrfurcht in der Stimme. »Ja, das ist das Erbe meines Vaters. Das hat er stets gehütet wie seinen Augapfel.«

»Darf ich es haben?«

Branco ging zurück, gleichzeitig streckte er den Arm vor. »Ja, natürlich. Du bist der Mann, der sich dem Teufel entgegenstellen kann. So besitzt du wenigstens eine Waffe.«

»Keine Sorge, ich habe noch mehr.«

»Reichen denn die geweihten Kugeln?«

»Keine Ahnung, ich hoffe es. Aber zur Not nehme ich das hier.« Zum ersten Mal sah Branco mein Kreuz, diesen uralten Talisman, den der Prophet Hesekiel in der babylonischen Gefangenschaft hergestellt hatte. Der junge Mann war davon fasziniert. Er konnte nur mehr staunen und starren.

»Mein Gott, wie das funkelt…«

»Es ist Silber, aber um ein Mehrfaches stärker als eine Kugel.«

»Es ist so kostbar«, flüsterte Branco. »Man wagt kaum, es anzufassen.«

»Keine Hemmungen - bitte.«

Er berührte es vorsichtig. Strich mit seinen Fingerkuppen darüber, als hielte er einen kostbaren Schatz in der Hand. Dann zuckte seine Hand wieder zurück.

»Was hast du?«

»Kann es leben?«

»Nein und ja. In ihm steckt eine bestimmte Energie. Die Kraft des Lichts, so will ich es einmal sagen, und es ist sehr, sehr alt. Es wurde noch vor der modernen Zeitrechnung hergestellt und hat seine Irrwege durch die Jahrhunderte bereits hinter sich gelassen. Diese Erklärungen würden zu weit führen.«

»Aber dir gehört es?«

»Ich bin wohl einer der letzten Träger.« Ich drückte ihm eine flache Hand in den Rücken. »Was nutzt all das Überlegen? Hier sind wir überflüssig. Wir müssen uns um andere Dinge kümmern.«

Neben mir verließ Branco den Wagen. Ich hielt den Fetisch sichtbar fest. Als wir uns dem Feuer näherten, löste sich der alte Mann mit dem grauen Haar.

»Wer ist das?«, fragte ich.

»Der Weise. So nennen wir ihn.«

»Okay.«

Der Weise blieb vor uns stehen. Er schaute auf den Fetisch und fragte leise: »Ihr habt ihn gefunden?«

Da er deutsch redete, verstand auch ich ihn. »Es ist wohl die einzige Hoffnung, die ihr hattet.«

»Ja, das stimmt. Die einzige Hoffnung, die wir hatten.« Er schüttelte sich. »Jetzt ist es an uns, das Grauen zu stoppen und den Teufel wieder in seine Schranken zu verweisen.«

»Hast du ihn gesehen?«

Der Alte verengte seine Augen noch stärker. Ein Muster aus Falten legte sich um die Winkel. »Ich habe ihn nicht gesehen, denn der Teufel ist schlau. Wir aber haben ihn gespürt. Wir wissen, dass er in der Nähe lauert.«

»Ist etwas passiert?«

»Nach dem Lachen nicht mehr.« Der Mann breitete die Arme aus. Er sprach leise. »Sie belauern uns. Die Mächte der Finsternis sind in der Nähe. Einmal habe ich den Schatten gesehen, der über das Lager hinweghuschte…« Er ließ seine Worte versickern und schaute mich an.

»Wann war das?«

»Vor Minuten.«

»Und wo genau?«

»Er tanzte in der Nähe des Wagens, aus dem ihr gekommen seid. Er beobachtete.«

Ich nickte und schaute auf das Gefäß. Nur gut, dass niemand meine Gedanken erriet, denn ich befand mich in einer echten Zwickmühle. Mit dem geweihten Wasser hatte der Sippenführer den Ort des Bösen angreifen wollen. Der aber befand sich nicht hier im Lager, sondern auf dem bestimmten Hügel weiter entfernt. Wenn ich hinging, ließ ich die Menschen schutzlos zurück, praktisch als Beute für den Schatten.

Wie sollte ich mich entscheiden?

Jetzt hätte ich gern Suko bei mir gehabt, dann hätten wir uns die Arbeit teilen können.

»Mitternacht«, sagte jemand vom Feuer her.

Eine andere Stimme flüsterte. »Die Geisterstunde…«

Genau jetzt passierte es.

Plötzlich loderte das Feuer wild und hoch auf. Eine gewaltige Flammenwand erschien, die sich blitzschnell ausbreitete und die Menschen aus der Nähe des Feuers vertrieb.

Schreiend warfen sie sich zurück, sie flüchteten. Ich aber rannte vor, denn aus dem Zentrum der Flammen war etwas hervorgeschossen. Lang, schmal und dabei wild tanzend.

Der Schatten!

***

Suko hatte Julias Frage sehr wohl verstanden. Eine Antwort konnte er ihr nicht geben, weil er selbst nicht wusste, welch eine starke Magie in diesem Ort steckte.

Die drei konzentrierten sich allein auf das Gesicht, in das der Inspektor direkt hineinstrahlte. Es war eine widerliche Fratze, gezeichnet mit den Zügen der Hölle, obwohl dieses Gesicht trotzdem menschliche Umrisse hatte.

Aber da wuchsen die Hörner aus der Stirn, da war das vorgeschobene Maul, schon kein Mund mehr, das auch etwas offen stand und ein schreckliches Gebiss sehen ließ.

Suko nickte. »Baphomet«, sagte er leise. »Eine perfekte Abbildung des Dämons Baphomet. Ein Stück Teufel oder Hölle, ein Drittel furchtbares Grauen.«

»Du kennst ihn?«, fragte Julia.
»Ja, er gehört zu unseren Todfeinden. Aber wer ihn hier in diesen Baumstamm hineingeschnitzt hat, muss ihn ebenfalls gekannt haben. Wahrscheinlich war dieser Künstler ein Diener von ihm.«
»Wie van Akkeren, nicht?«
»Genau, Harry.«
»Ich verstehe das alles nicht!«, flüsterte Julia. »Ich - ich habe nur Angst bekommen. Es ist eine schreckliche Furcht in mir, die plötzlich da war, sich ausbreitete und immer höher stieg. Ich habe das Gefühl, als wollte sie mein Herz umklammern. Das ist kein Witz. Hier geht etwas vor, das ich nicht erklären kann. Oder soll ich von einer Ausstrahlung des Bösen sprechen?«
»Da liegst du nicht falsch«, erklärte Suko. »Dieser Ort hier ist tatsächlich verflucht.«
Julia drehte sich auf der Stelle und legte den Kopf zurück. Sie sprach gegen den Himmel. »Wäre ich doch nur nicht gekommen, wäre ich doch am Zug geblieben…«
Suko winkte ab. »Egal, du musst dich fügen, was immer auch geschehen mag. Oder du gehst zurück.«
»Nein, nein«, sagte sie schnell. »Das mache ich nicht. Ich - ich habe Angst davor, allein durch die Nacht zu laufen. Versteht ihr das? Ich würde kaum gehen können.«
»Klar.« Harry zog sie an sich. »Sie bleiben am besten in unserer Nähe. Auf Suko ist Verlass, das können Sie mir glauben. Irgendwas müssen wir ja unternehmen - oder?«
Das letzte Wort galt Suko, der sich dagegen auch nicht sträubte. »Du hast Recht, Harry. Wir werden etwas tun.«
»Und was, bitte? Willst du diesen alten Stamm oder was immer es auch ist, zerstören?«
»So ungefähr.«
»Abhacken?«
»Das würde kaum etwas nützen. Wir müssen diese hässliche Gestalt bekämpfen.«
»Geht das denn?«, fragte Julia. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass man ein Schnitzwerk bekämpft…«
»Wenn es nur ein Schnitzwerk ist, sicherlich nicht. Aber hier habe ich einen anderen Verdacht.«
»Welchen?«
»Dass er lebt!«
Mit dieser Antwort hatte Suko nicht nur Julia geschockt, auch Kommissar Stahl wollte es kaum glauben. »Das ist verrückt«, sagte er.
Suko drehte sich um. »Ich weiß nicht, ob ich hundertprozentig Recht habe, aber ich muss von Erfahrungswerten ausgehen, und diese sagen mir, dass wir kein normales Schnitzwerk vor uns haben, verlass dich

darauf.«

»Das ist mir zu hoch.«

»Ich weiß, ich kann euch verstehen. Was ihr jetzt erleben werdet, wird einmalig bleiben, nehme ich an. Aber wir haben es hier nicht mit einem normalen Kriminalfall zu tun. Wir müssen einfach davon ausgehen, dass andere Kräfte die Kontrolle übernommen haben. Schwarzmagische, wenn ich ehrlich sein will.«

»Der Teufel, nicht?«, zischte Julia.

»Ein Teil von ihm.«

»Das verstehe ich…«

Suko winkte ab. »Lass es, Julia. Frage nicht nach. Ich werde mich mit diesem Denkmal beschäftigen.«

»Sollen wir wirklich bleiben?«, wollte Harry Stahl wissen. Er schaute dabei die junge Ungarin an, denn er wartete ebenfalls auf ihre Antwort.

Julia zögerte noch. Ihr Blick wechselte zwischen dem Denkmal, Suko und Harry hin und her. Um eine Antwort hätte sie sich gern gedrückt, schließlich fiel ihr das Lager ein und damit auch John Sinclair, der dort wartete.

»Ich glaube auch, dass wir dort sicherer sind«, meinte Harry. »Wer weiß, was hier geschieht.« Er bekam große Augen, als er sah, dass Suko seine Dämonenpeitsche gezogen und damit einmal einen Kreis über den Boden geschlagen hatte.

Wie leblose Schlangen rutschten die drei Riemen hervor und ringelten sich mit ihren Enden auf dem Boden zusammen.

»Was ist das?«

»Geht«, sagte Suko.

Julia fasste nach der Hand des deutschen Kommissars. »Er hat Recht. Es ist besser, wenn wir in das Lager gehen. Da können wir uns bestimmt verstecken.«

»Alles Gute, Suko. Ich sage John Bescheid, damit er weiß, wo du bist. Und gib Acht, dass es dir nicht wieder so ergeht wie in Leipzig.«

Der Inspektor lächelte. »Keine Sorge, Freunde. Mich legt man nur einmal rein.«

Sie gingen weg, und Suko konnte sich endlich um dieses verfluchte Baphomet-Denkmal kümmern, wobei er davon ausging, dass es die Peitsche schaffte, dieses teuflische Relikt zu zerstören…

***

Julia ließ Harry Stahl auch nicht los, als sie von der Nacht verschluckt worden waren. Sie atmete heftig und sprach davon, dass sie ein schlechtes Gewissen hatte.

»Wegen Suko?«

»Ja.«

»Das darfst du nicht so eng sehen. Er ist es gewohnt, gegen die Mächte des Bösen anzugehen, wie auch John Sinclair.«

Julia blieb stehen. Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen sahen hell aus.

»Was sind das für Menschen, Harry?«

»Zumindest haben sie eine ungewöhnliche Aufgabe übernommen. Ansonsten sind sie nicht anders als du und ich. Wir können froh sein, dass es Leute wie sie gibt.«

»Das merke ich allmählich auch.« Sie drehte sich um. Im Osten befand sich das Lager. Dort loderte auch das Feuer. »Sie haben nachgelegt!«, hauchte Julia. »Die Flammen kommen mir jetzt viel größer vor als vorher. Und sie wirken auch so nah.«

»Weit ist es sowieso nicht.«

»Das glaube ich auch.«

Sie gingen weiter. Schneller diesmal. Zudem wies der Untergrund kaum Hindernisse auf. Der Erdboden war ziemlich glatt, mit Gras bewachsen, das einen saftigen, dicken grünen Teppich bildete.

Sie federten bei jedem Schritt und vergaßen die eigentliche Gefahr.

Julia hatte ihre Schuhe weggeschleudert und ging nur auf Strümpfen. Es klappte ganz gut, denn als Kind war sie in ihrem Heimatdorf nur so gelaufen.

»Was ist denn mit diesem Hoffmann, von dem du gesprochen hast? Ist er auch ein Teufel?«

»Ich weiß es nicht. Er gehört jedenfalls dazu und…« Den Rest der Antwort konnte er sich schenken, denn den gab ein anderer. Aus der Dunkelheit vernahmen sie seine Stimme. Sie erinnerte an ein tiefes, gefährliches Grollen, trotzdem verständlich.

»Er wird sie vernichten, denn er gehört zu mir. Er ist der Killer der Hölle, der Mann, der sich von seinem Schatten lösen kann, der Zombiemacher…«

Julia schrie auf. Nicht laut, nur erschreckt. Dann schlug ihr Herz rasend schnell, denn vor ihr erschien die dunkle Gestalt wie ein Gespenst, die sich allmählich aus der Finsternis löste.

»Van Akkeren!«, ächzte Harry Stahl.

Die Gestalt nickte. »Ja, so heiße ich. Und ich bin wieder da. Hört mir zu, Baphomets Erster Diener ist zurück. Schön, nicht wahr? Ich bin nicht tot zu kriegen.«

Der Kommissar fasste Julia an, und schob sie hinter sich. So deckte er sie mit seinem Körper.

Van Akkeren war stehen geblieben. Er sah düster aus. Alles an ihm erinnerte an einen geheimnisvollen Todesboten, und sein Lächeln wirkte überhaupt nicht freundlich.

Harry Stahl hatte seinen ersten Schreck überwunden. Jetzt suchte er nach einem Ausweg, wollte zuvor aber Zeit gewinnen und fragte: »Was wollen Sie hier? Was wollen Sie von uns?«

»Aber, Harry«, erwiderte van Akkeren kalt. »Ich habe euch verfolgen können. Ihr wart dort, ihr habt dem Denkmal einen Besuch abgestattet. Der alten Stätte. Dem Ort, an dem Baphomet schon vor langer Zeit gehuldigt wurde. Stimmt das?«

»Ja, es ist wahr.«

»Habt ihr ihn gesehen?«

»Er - er - war eingeritzt. Seine Gestalt, der Kopf, das Gesicht. Wir haben es sehen können.«

»Dazu kann ich euch nur gratulieren. Nicht jeder bekommt die Chance, einen Blick auf Baphomet zu werfen.«

»Aber er ist tot, nicht?«

»Man kann ihn nicht töten. Es ist ein Stützpunkt gewesen, ein Stück seiner Welt.«

Plötzlich brach es aus Julia heraus. Sie hatte einfach zu lange ihren Mund halten müssen. »Aber er wird sterben!«, schrie sie van Akkeren ins Gesicht. »Ja, er wird sterben, er wird vernichtet werden. Es gibt für ihn keine Chance mehr. Suko wird ihn zerstören, er wird das Denkmal…«

»Sei ruhig!«

Harrys Warnung kam zu spät. Vincent van Akkeren hatte bereits begriffen. Und er war eine Person der schnellen Entschlüsse, denn er ließ ihnen keine Chance.

Es war ein blitzschneller Schlag, der Harry Stahl von den Beinen riss. Die Handkante hatte er noch wie ein Brett vor seinem Gesicht erscheinen sehen, dann explodierte etwas an seiner Stirn und dieser Treffer riss ihn einfach um.

Rücklings stürzte er ins Gras, blieb bewegungslos liegen, angestarrt von der reglos dastehenden Julia, um die sich van Akkeren nun kümmerte.

Nahezu lässig schritt er auf sie zu, und Julia wich zwei, drei Schritte zurück.

»Du entkommst mir nicht.«

»Ist er tot?«

»Kann sein.«

»Du Mörder, du…«

Van Akkeren ging schneller, sprang vor und packte blitzartig zu. Julia wollte noch weg, aber sie rutschte aus und spürte van Akkerens Hand, die durch ihr Haar glitt und dann zupackte.

»Jetzt hab ich dich!«

Julia wehrte sich. Sie schlug nach ihm. Ihre Fäuste trafen einige Male sein Gesicht, aber van Akkeren zuckte mit keiner Wimper. Die Schläge taten ihm nichts, und Julia merkte sehr rasch, welch eine mörderische Kraft in ihm steckte, denn in seinen Augen schimmerte der rote Schein des Höllenfeuers. Sie waren wie Flammenräder und strahlten eine

Macht aus, der Julia nichts entgegensetzen konnte.

Noch hatte er ihr Haar nicht losgelassen. Er zerrte Julia herum, schmetterte sie zu Boden, wo sie jammernd liegen blieb und die Hände in das Gras krallte.

Sie sah nicht, dass sich van Akkeren bückte, sie merkte nur den Schatten, der über sie fiel. Dann griff seine Hand schon zu. In ihrem Haar blieb sie gespreizt liegen.

»Stehst du freiwillig auf, oder soll ich dich an den Haaren in die Höhe zerren?«

»Nein«, keuchte sie, »nicht das…«

»Dann hoch.«

Er half trotzdem auf seine gemeine Art und Weise nach. Tränen schossen in Julias Augen, und sie hörte sein raues Organ dicht neben ihrem rechten Ohr. »Eine bessere Geisel als dich kann es gar nicht geben, meine Kleine. Wir beide werden den Weg wieder zurückgehen, den du gekommen bist.«

Das Modell stand mit durchgedrücktem Rücken, den Blick starr gegen den Himmel gerichtet. »Zum Denkmal?«

»Wohin sonst?«

»Da wird Suko…«

»Nichts tun können. Denn er gehört zu denen, die Skrupel haben. Sehr menschlich, aber schade um dich, mein Kind.« Mit einer heftigen Bewegung packte er ihren linken Arm und Nebelte ihn herum.

Julia schrie auf, als ihr der Schmerz fast die Schulter zerriss. Dann hörte sie van Akkeren sprechen.

»Wenn ich weiter deinen Arm in die Höhe drücke, werde ich ihn dir brechen. Es kommt auf dich an, ob du ihn gebrochen haben willst oder nicht. Sei lieber folgsam…«

Das war Julia auch, als Vincent van Akkeren sie regelrecht abführte. Ihre Chance hatte sie gehabt, jetzt gab es sie nicht mehr, denn sie war mitten hineingeraten in diesen teuflischen Kreisel aus Tod und Grauen…

***

Lebte er, oder lebte er nicht?

Über dieses Problem dachte der Inspektor nach, wobei Leben nicht gleich Leben bedeutete. Es gab da schon Unterschiede, die natürlich auch Suko kannte.

Ein normales Leben war nicht mit dem einer dämonischen Existenz zu vergleichen. Dämonen konnten existieren, ohne die Luft atmen zu müssen. Sie hatten keine richtige Seele, sondern einen Trieb.

Der war bei Zombies ebenso vorhanden wie bei Vampiren oder Werwölfen. Letztendlich ging es ihnen darum, menschliches Leben zu vernichten und ihre eigene Existenz dadurch zu stärken.

Eine furchtbare, eine perverse Logik, wie sie nur von der Hölle diktiert werden konnte.

So erging es Suko auch mit diesem ungewöhnlichen Denkmal, das vor langer Zeit dem Dämon Baphomet geweiht worden war. Das Schnitzwerk sah tot aus, es unterschied sich in nichts von einem anderen, und doch konnte man es nicht mit den Zeichen und Botschaften vergleichen, die Liebespaare in Baumrinde eingravierten.

Bisher hatte Suko das ungewöhnliche Denkmal nur von der Frontseite gesehen. Er wollte aber wissen, wie es gegenüber aussah und auch an den seitlichen Stellen, deshalb ging er um den Stamm herum, wobei er ihn auch weiter anleuchtete.

Er sah an der Rückseite normal aus. Keine Hinweise und Zeichen, die auf eine schwarzmagische Verwendung hingewiesen hätten. Und auch der zweite Stamm wirkte so schrecklich normal.

Suko ging wieder zurück.

Mit dem Lampenstrahl zeichnete er die Umrisse noch einmal sehr genau nach, und er war zufrieden, dass sie sich nicht verändert hatten. Keine Bewegung, die große Ruhe, wie sie bereits über die Jahrhunderte angedauert hatte.

Denn es war den Mächten der Hölle immer wieder gelungen, sich auf mehr oder weniger direkte Art und Weise an die Menschen heranzumachen, und es hatte immer wieder Personen gegeben, die diesen Verlockungen nicht widerstehen konnten.

Dabei waren die Menschen stolz darauf, eine moderne Zeit zu erleben. Nur hatte es die andere Seite verstanden, sich anzupassen und genau die Lücke zwischen kalter Technik und einer gewissen Unmenschlichkeit und Vereinsamung gefunden, wo sie ihre Fühler ausstreckte und heute mehr Opfer fand als je zuvor.

Suko und John Sinclair kämpften seit Jahren dagegen an. Mit mehr oder weniger gutem Erfolg.

Einen endgültigen Sieg würden sie wohl niemals erringen, dafür war die andere Seite einfach zu mächtig.

Suko schüttelte seine rechte Hand und damit auch die Riemen der Peitsche. Sie huschten über den verbrannt wirkenden Boden. Suko fragte sich, ob nach einem Treffen mit der Peitsche das Denkmal in Flammen stehen würde, denn es würden zwei starke Magien aufeinandertreffen, wobei die der Peitsche ebenfalls einen schwarzmagischen Ursprung hatte, denn die Riemen bestanden aus den Hautstreifen des mächtigen Dämons Nyrana.

Die hässliche Fratze widerte den Inspektor am meisten an, deshalb nahm er sie zuerst aufs Korn.

Die günstigste Schlagposition hatte er bereits eingenommen, drückte den rechten Arm nach hinten, nachdem er ihn angehoben hatte, schaute noch einmal auf die Riemen, die dicht beisammen lagen, und

schlug wuchtig und blitzschnell zu.

Als sich die drei Riemen noch auf der Reise befanden und dabei auseinander fächerten, hatte Suko für einen winzigen Moment den Eindruck, als würde sich die geschnitzte Gestalt bewegen. Ein flüchtiger Irrtum, denn die Riemen klatschten voll gegen das Holz und damit auch vor die darin eingravierte Gestalt.

Kein Schrei, kein Splittern, kein Krachen, nur - das helle bis dumpfe Klatschen des Aufpralls war zu hören, was Suko beinahe enttäuschte, denn er hatte mit mehr gerechnet.

Die drei Riemen sackten wieder nach unten, ringelten sich mit ihren Spitzen im Gras zusammen, und Suko stand vor dem Denkmal wie ein begossener Pudel.

Links die Lampe, rechts die Peitsche, die zu schwach für Baphomet gewesen war.

Nicht einmal Schrammen hatte die Rinde abbekommen. Es war auch nichts aus ihr herausgefetzt worden, der Stamm sah aus, als hätte er den Schlag nicht erhalten.

Der Inspektor verstand die Welt nicht mehr. So etwas war ihm seines Wissens noch nie passiert.

Nicht einmal schwächen können hatte er diese Figur.

Oder sollte alles nur eine Täuschung, ein Windei gewesen sein? Steckte in Wahrheit nichts dahinter? War das Denkmal nicht magisch angereichert, befand sich innerhalb des Stamms nicht der Dämon Baphomet?

An diese Alternative wollte Suko nicht glauben, sonst hätten van Akkeren und Hoffmann sicherlich nicht den Zug durch diese Notbremsung angehalten. Er gestand sich ein, etwas verkehrt gemacht zu haben. Die Peitsche war eben nicht stark genug gewesen.

Ihm blieb die Beretta.

Doch eine geweihte Silberkugel in den Stamm zu schießen wäre die reinste Munitionsverschwendung gewesen, denn die Dämonenpeitsche war als Waffe stärker als die geweihte Silberkugel.

Noch einen Versuch starten?

Suko spielte natürlich mit dem Gedanken, wurde urplötzlich abgelenkt, weil sich am Denkmal etwas tat. Zuvor hatte er den Verdacht, als wäre jemand dabei, schrecklich tief Atem zu holen, ohne sich zu bewegen, denn ein ungewöhnliches Geräusch wehte Suko entgegen, mit dem der leichte Wind nichts zu tun hatte.

Ein leises Knarren, auch Ächzen, und es drang vom Stamm des Baumes her auf ihn zu.

Was war das?

Suko bekam eine trockene Kehle. Er wischte über seine Augen, denn die Unterschiede zwischen dem scharfen Licht der Lampe und den vorhandenen Schatten machte ein genaues Hinschauen und Erkennen

schwierig. Es wölkte kein Dampf hervor, kein stinkender grüner Qualm, es war nichts und trotzdem etwas.
Sekunden verstrichen. Eine Zeit, die Suko sehr lang vorkam, in der er beobachtete - und auch zusammenzuckte, denn sein Treffer hatte einen Erfolg gezeigt.
Nur nicht auf eine andere Art und Weise, wie er es sich vorgestellt hatte. War Baphomet bisher tot und nicht mehr als ein kunstvoll angelegtes Schnitzwerk gewesen, so änderte sich das auf eine perfide Art und Weise.
Die Gestalt bewegte sich.
Es war keine Sinnestäuschung, dass die Hände ebenso zuckten wie die Arme, dass sich das Gesicht bewegte und die Augen rollten.
Auch über die Lippen glitt das unheimliche Leben. Es zerrte und zog sie in die Breite, damit dieses überaus hässliche Maul den Betrachter angrinsen konnte.
Leben…
Suko schüttelte den Kopf. Nein, kein normales Leben, sondern ein unheimliches, ein nicht menschliches, vergleichbar mit dem eines Zombies. Suko wusste nicht, was er dazu sagen sollte, er schluckte seine Worte und schaute gebannt zu.
Das heftige Durchzucken des Körpers war nur der Anfang gewesen, denn die Figur gab keine Ruhe.
Sie bewies immer deutlicher, dass sie der Schlag der Peitsche aus der Lethargie gerissen hatte, und der gesamte Körper bekam Druck.
Welche Kräfte auch immer in dem Baumstamm existierten, sie sorgten dafür, dass die Figur Baphomet nicht mehr zweidimensional blieb und eine dritte dazu kam.
Alte Rinde brach mit knackenden Geräuschen, als der Körper an Gewicht und Stärke zunahm. Er bauschte sich auf, drückte sich aus der Rinde hervor, nahm normale Eigenschaften an, denn es entstanden ein Bauch, eine breite Brust mit starken Muskeln und auch zwei Hörner, die nicht mehr nur angedeutet waren, sondern sich aus der Stirn und damit auch aus dem Stamm herausbogen.
Der Teufel feierte Wiederkehr…
Suko gehörte zu den Menschen, die sich nicht so leicht überraschen ließen. In diesem Fall aber war er sprachlos, denn er schrieb es sich selbst zu, den Dämon erweckt zu haben.
Holz knackte wie altes Gebein, auf das jemand trat und es zusammendrückte. Kleine Stücke flogen dem Inspektor entgegen, aber auch staubige Rinde, wobei sich einiges von dem wie Puder auf das Gesicht des Inspektors legte.
Er ging noch weiter zurück. Gleichzeitig schnellte der Mund des Dämons nach vorn. Er erinnerte Suko an eine langgezogene Raubtierschnauze, die, halb geöffnet, ihr fürchterliches Gebiss bleckte.

Noch steckten die Hände oder Klauen innerhalb der Rinde. Da blieben sie auch in den folgenden Sekunden, aber in den Augen der Gestalt tat sich etwas.

Glanz oder Leben trat nicht in sie hinein. Davon konnte man nicht sprechen. Es war ein Abklatsch eines kalten Lichts, bestehend aus schlimmen Gefühlen, die innerhalb der Gestalt tobten und sich so in den Augen zeigten.

Suko hörte einen Schrei. Oder war es ein wildes, fürchterliches Fauchen, das ihm da entgegenfuhr?

Jedenfalls hatte Baphomet die Schnauze weit geöffnet. Er hatte sich dadurch den letzten Anstoß geben wollen, um auch die Hände frei zu bekommen.

Mit einem heftigen Ruck zerrte er sie hervor!

Suko erschrak vor diesen Pranken. Während die übrige Gestalt das helle Braun der Rinde angenommen hatte, schimmerten die Hände dunkel, beinahe noch schwarz. Es waren Klauen oder Pranken, keinesfalls normale Hände wie die eines Menschen.

Die Beine sah Suko nicht. Sie steckten noch im Baumstamm und wirkten weiterhin wie geschnitzt.

Nur der Oberkörper bewegte sich. Das reichte auch, um nach einem Gegner zu fangen.

Er schnellte auf Suko zu, der sich nur mit einer Rolle rückwärts in Sicherheit bringen konnte, sodass die zupackenden Klauen ihn verfehlten.

Suko kam hoch.

Er wollte es trotzdem mit der Beretta versuchen, aber da war die Stimme des Vincent van Akkeren, die ihn zögern ließ.

»Lass die Beretta stecken, Chinese, es hat keinen Sinn mehr…«

***

Hoffmann hatte seine Schatten geschickt und ihn mitten hinein in das Feuer gestellt.

Er selbst war nicht zu sehen, war schlau genug, um sich zurückzuhalten. Der Schatten regelte alles.

Von der Angst bis hin zum schrecklichen Mord. Wahrscheinlich war er erschienen, um auch mich kaltzustellen. Man hatte ihn als Killer für die Templer ausersehen, die ich zu meinen treuen Freunden zählte. Ich wollte, dass es dazu nicht kam.

Noch stand Branco neben mir. Auch er hatte den Schatten gesehen, wusste aber mit ihm nichts anzufangen. Er ahnte nur, dass wir alle in großer Gefahr schwebten.

»Kümmere dich um die Menschen!«, fuhr ich ihn an. »Ich will den Schatten haben!«

»Was?«

»Ja, zum Teufel!«

Ob er meinen Anweisungen folgte oder nicht, konnte ich nicht herausfinden. Für mich war es wichtig, mich zu stellen, und ich ging nicht waffenlos auf ihn zu.

Dass er mein Kreuz hasste, wusste ich bereits. Es hatte eine furchtbare Wirkung auf ihn. Vielleicht war ich in der Lage, ihn damit zu vernichten.

So ging ich auf das Feuer zu.

Mein Blick war starr gegen die Flammen gerichtet, die es mir durch ihr Flackern und die heftigen Bewegungen natürlich schwer machten, die Szenerie deutlich wahrzunehmen.

Wichtig war auch nur der Schatten, der hoch gestreckt inmitten des Feuers stand.

Wer ihn killen wollte, musste durch das Feuer!

Irgendwo standen die Menschen. Sie wirkten auf mich wie Statisten, die ihren Auftritt vergessen hatten und am Rand der Bühne warteten. Ich kannte sämtliche Spielarten. Heiß, wenn sie normal waren, kalt, wenn sie zum Feuer der Hölle gehörten.

Diese hier waren normal. Ich hielt mein Kreuz in der Faust. Dicht wuchs das Gras, über das ich schritt. Einmal verhakte sich mein Fuß an einem straff gespannten Zeltseil, ich zerrte ihn wieder los und merkte schon bald die Hitze der Flammen.

Zudem hatte ich das Pech, dass der Wind von vorn wehte und mir die Flammen samt ihrer sengenden Hitze entgegentrieb. Sie bildeten ein natürliches Hindernis.

Die Nähe zum Feuer hatte auch einen Vorteil, denn mir gelang es jetzt, den Schatten besser zu erkennen. Ich konzentrierte mich auf seine Umrisse.

Außen hatten sie den Schein der Flammen angenommen. Eine Mischung aus Gelb und Rot. Im Innern war der Schatten schwarz, als hätte sich die Hölle selbst dort ein Zentrum ausgesucht.

Noch tat er nichts.

Er stand in der Mitte. Das untere Ende bewegte sich dicht über dem Boden. Er zeigte die Form eines menschlichen Körpers. Dabei sah er so aus, als könnte man ihn anfassen, aber ich wusste auch, dass meine Hand hindurchstreichen würde, wenn ich es versuchte.

War er zu materialisieren?

Nein, nur zu vernichten. Der Teufel hatte Hoffmann hier einen Killer zur Seite gestellt, der zu den Schlimmsten gehörte, was ich bisher erlebt hatte. Seine Existenz zeigte mir aber auch, dass der Teufel nicht schwächer geworden war und es immer wieder verstand, mich mit neuen Spielarten zu überraschen.

Ich kam nicht mehr weiter. Ein, zwei Schritte noch, und die Flammen hätten mich erfasst.

Wollte der Schatten das? Wollte er mich hin und durch das Feuer locken, damit nur Asche zurückblieb?

Die Zigeuner verhielten sich ruhig. Sie schauten mir aus sicherer Distanz zu. Ich wollte nicht, dass sie in Gefahr gerieten, ich wollte den Schatten.

Plötzlich meldete sich Hoffmann!

Er lauerte irgendwo in der Dunkelheit, für keinen von uns sichtbar. Aber er konnte beobachten, uns unter Kontrolle halten, und das regte mich auf.

»Zeig dich, Hoffmann! Los, sei nicht feige. Lass uns gegeneinander antreten!«

»Nein, Sinclair, nein! Ich habe den Schatten. Du wolltest ihn doch. Geh hin und hole ihn dir!«

»Durch das Feuer?«

»Kein Erfolg ohne Qual, Sinclair. Vielleicht schützt dich dein verdammtes Kreuz!«

Das Kreuz reagierte nur beim Höllenfeuer, nicht bei normalen Flammen.

Ich musste mir etwas anderes einfallen lassen. Bereits in den letzten Sekunden hatte ich mich auf die Akustik seiner Stimme konzentriert. Ich wusste jetzt, aus welcher Richtung Hoffmann sprach. Er musste irgendwo rechts von mir stehen. Am Klang der Stimme hatte ich die Distanz leider nicht abschätzen können, ging jedoch davon aus, dass er sich nicht zu weit entfernt befand.

Wenn ich hinrannte, was geschah mit dem Schatten? Blieb er innerhalb des Feuers oder holte er sich seine Opfer?

Ein verfluchtes Risiko. Nur war ich es gewohnt, alles auf eine Karte zu setzen.

Ich startete!

Nach rechts weg, leicht rutschend. Schon wenige Meter entfernt rannte ich in die Finsternis, schaltete die Lampe ein und schwenkte meine linke Hand.

Ein Schatten?

Diesmal einer, der sich geduckt bewegte und wegrannte. Das musste Hoffmann sein.

»Stehen bleiben!«

Er rannte weiter und lachte noch.

Ich schoss hinter ihm her.

Dabei hielt ich tief. Ich wollte ihn nicht töten, nur verletzen, aber die beiden Silberkugeln hätte ich mir sparen können, Hoffmann wurde nicht getroffen.

Selten hatte mich jemand so genarrt. Auch ich hätte jetzt einen selbstständigen Schatten gut gebrauchen können, stattdessen lief ich wieder in das Lager zurück.

»Er ist weg!«, schrie Branco. »Verdammt, der Schatten ist nicht mehr hier!«
»Seit wann?«
»Du - du…«, er atmete heftig. »Du warst kaum weg, da verschwand auch der Schatten.«
»Wohin?«
Er hob die Schultern. »Wir haben nichts sehen können. Er jagte in den Himmel.«
Ich nickte. »Okay, dann wollen wir hoffen, dass die Gefahr vorbei ist und dass ihr auch ohne mich zurechtkommt.«
Erstaunt schaute er mich an. »Du - willst weg?«
»Wo kann ich das Denkmal finden?« Branco fuhr mit der Zunge über seine Lippen. »Aber das ist gefährlich«, erklärte er mit hechelnder Stimme.
»Das ist sogar sehr gefährlich, glaub mir.«
»Ich weiß es. Also wo?«
Er schlug mir auf die Schulter, das Gesicht verkniffen. So sah ein Mensch aus, der sich zu einer bestimmten Sache entschlossen hatte. »Du wirst mir jetzt nicht widersprechen, John, denn ich werde dich begleiten. Ich weiß einfach, was ich meinem toten Vater schuldig bin.«
»Denkst du an die Gefahr?«
»Ja, an die denke ich.«
»Dann solltest du…«
»Keine Widerrede. Komm jetzt!«
Er lief einfach weg. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich an seine Fersen zu heften…

***

Es war der Augenblick der Stille, des Erkennens und des Begreifens, dass nichts mehr lief. Dass der andere gekommen war und seine Trümpfe fest in den Händen hielt, obwohl Suko sich noch nicht zu ihm umgedreht und ihn angeschaut hatte.
»Und wenn ich doch schieße, van Akkeren?«
»Töte ich sie!«
Suko schloss die Augen. Er wusste, wer mit sie gemeint war. Er wusste auch, dass es ein Fehler gewesen war, Julia und den deutschen Kommissar allein und schutzlos gehen zu lassen.
»Suko…«
Es war die Qual in Julias Stimme, die den Inspektor so tief traf und ihn nicht antworten ließ. »Suko, es tut mir Leid, wirklich, aber ich konnte nichts…«
»Schon gut, Julia. Was ist mit Harry?«
»Ich glaube, er hat ihn totgeschlagen.«

Suko atmete durch die Nase. In diesem Moment kam er sich ebenfalls wie ein Denkmal vor, so unbeweglich stand er auf der Schwelle und gab keine Antwort.

»Willst du dich nicht umdrehen, Chinese?«

»Okay, van Akkeren, okay.« Suko drehte sich auf der Stelle um. Seine Hacken bohrten dabei Löcher in den weichen Boden. Da die Lampe noch immer strahlte, konnte er van Akkeren anleuchten und entdeckte auch Julia, die im Griff dieses Widerlings festhing. Van Akkeren hatte sie in den Polizeigriff genommen. Bewegte sie sich hektisch und falsch, brach er ihr den Arm.

Er stand hinter ihr. Dunkel gekleidet, das Gesicht als schwammige, helle Maske, und er wusste Bescheid, denn er fuhr Suko scharf an. »Ich weiß, dass du mit bestimmten Waffen ausgerüstet bist, deshalb hüte dich davor, den Stab zu ziehen und das bestimmte Wort zu rufen. Diese Frau hier würde es nicht überleben.«

Suko nickte. »Einverstanden. Was hast du noch vor?«

»Du wirst deine Arme ausstrecken, dich umdrehen und die Arme vorgestreckt lassen, wenn du auf das Denkmal zugehst. Mehr verlange ich nicht von dir. Geh zu ihm. Geh hin, er will dich begrüßen, er freut sich auf dich!«

Dahinter verbarg sich ein satanischer Trick, das wusste Suko. Und er überlegte, ob er nicht einen Armbruch bei Julia riskieren sollte. Das war zwar schlimm, aber sie würde es überleben.

Van Akkeren war raffiniert. Er hatte sich in die Lage des Inspektors hineinversetzt und war auch seinem Gedankengang in etwa gefolgt. »Damit dir die Entscheidung nicht zu schwer fällt, Chinese, ich habe hier noch etwas.« Jetzt bewegte er den linken Arm, und Suko sah die Umrisse einer Schusswaffe aus seiner Hand ragen. »Die Kugel wird schneller sein als deine Hände. Also streck sie vor.«

Suko ließ die Dämonenpeitsche fallen. Sie hatte bei Baphomet das Gegenteil bewirkt und mitgeholfen, Suko in diese Situation zu bringen. Er ließ sie liegen, nicht einmal einen letzten Blick gönnte er ihr, als er sich umdrehte und die Arme vorstreckte, wie es ihm van Akkeren befohlen hatte.

Suko kam sich gedemütigt vor.

Zudem hörte er hinter sich die Stimme der Geisel. Sie klang jammernd und gehetzt zugleich. »Bitte, nicht wegen mir. Ich - ich habe es mir selbst zuzuschreiben, ich…« Sie verstummte, weil sie von ihm keine Antwort erhielt.

Nach wenigen Metern schon ging Suko über die verbrannte Erde. Er geriet in die Nähe des Denkmals, wo sich Baphomet zeigte und ihm seinen glatten, hellbraunen, fellartigen Oberkörper entgegengestreckt hielt, ähnlich einer Frau, die ihren Lover empfing.

Suko war kein Lover, sondern ein Todfeind Baphomets, in dessen

Gewalt er sich begeben würde.

Die letzten Schritte fielen ihm verdammt schwer. Er zögerte sie sogar hinaus ging langsamer - und hörte den peitschenden Klang des Schusses.

Er blieb stehen.

»Dreh dich nicht um, Chinese! Noch lebt sie. Der nächste Schuss aber wird das ändern. Dann zieht die Kugel einen Kanal in ihren Schädel. Hast du verstanden?«

»Ist schon klar, van Akkeren. Darf ich noch eine Frage stellen?«

»Ja.«

»Weshalb kommst du nicht? Willst du deinen mächtigen Freund nicht begrüßen?«

»Später, Chinese. Nach dir, wenn Baphomet dich in sich hineingezogen hat!«, brüllte er und lachte.

Da wusste Suko, was ihm bevorstand und wie er sein Leben beenden sollte.

Hatte man ihm nicht geraten, vorsichtig zu sein? Er musste eingestehen, nicht genug aufgepasst zu haben. Wenn dieser Dämon ihn einmal hatte, war es vorbei.

Und dabei hatte er ihn erst geweckt. Suko kam sich vor wie ein Selbstmörder.

Auch Julia hatte die Worte gehört und voll begriffen. Auch sie quälte sich mit Vorwürfen herum. Es war einfach nicht zu ertragen, dass dieser Mann es schaffte, sie beide derartig in die Klemme zu bringen. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass van Akkeren sie später laufen ließ.

Was tun?

Der Inspektor ging weiter. Sie schaute auf seinen Rücken. Wie gezeichnet stand er in der Finsternis.

Die Schultern bewegten sich, die Arme waren vorgestreckt.

Und neben ihr stand van Akkeren. Er hielt ihren Arm nicht mehr so stramm, auch für ihn war die Haltung nicht bequem. Dafür hatte er seine Waffe gezogen, einen Revolver, kurzläufig und nach Öl riechend, so nahe befand sich das Metall an ihrer Nase.

Der Finger lag am Anzug. Eine geringe Bewegung nur, dann war alles vorbei.

So oder so…

Julia konnte nicht ermessen, wie weit Suko noch von seinem schrecklichen Ziel entfernt war.

Zwei Schritte, drei…?

Und der Dämon bewegte sich. Er schaukelte wie der schwere Stoff einer Fahne, drehte sich von einer Seite auf die andere. Seine Arme waren in Höhe der Ellbogen angewinkelt, dazu halb ausgestreckt. Die Klauen bewegten sich in wilder Vorfreude darauf, den Feind an sich

reißen zu können.
Ein Ende - so verdammt, verflucht und gleichzeitig menschenunwürdig, wie es sich Julia nicht einmal in ihren schlimmsten Träumen hätte vorstellen können.
Darüber kam sie nicht hinweg. Irgendwann musste ein Schlussstrich gezogen werden.
Von ihr selbst!
»Suko, neeiiinnnn…!«
Es war ein Schrei, wie sie ihn nie zuvor in ihrem Leben ausgestoßen hatte. Eine Warnung für den Inspektor und gleichzeitig der Beginn ihres Angriffs.
Julia fuhr herum, um den Griff des Mannes zu entwischen. Er hielt sie fest. Ein wahnsinniger Schmerz raste durch ihre Schulter, aber sie machte weiter und schlug mit dem freien Arm auf van Akkeren ein, der einen wilden Fluch ausstieß, zurücksprang, den Waffenlauf senkte und gnadenlos feuerte.
Die Kugel bohrte sich in den Körper der knienden Julia, die einen Wehlaut ausstieß, beide Hände auf die Einschusswunde krallte und im Zeitlupentempo nach vorn fiel.
Das bekam Suko nicht mit. Noch einen großen Schritt hätte er machen müssen, um den verfluchten Baphomet zu erreichen, als sich Julia entschloss, alles auf eine Karte zu setzen.
Suko wirbelte herum, als er den Schuss hörte. Gleichzeitig streckte Baphomet seine Klauen aus, um nach Suko zu schnappen. Der drehte sich weg und ließ sich gleichzeitig fallen.
Die Lampe behielt er in der Hand.
Ihr Strahl sollte ihm das neue Ziel zeigen.
Es war van Akkeren!
Seine Geisel lag regungslos im Gras. Er selbst war zurückgewichen, lief aber nicht weg, bewegte sich hektisch vor und feuerte im Laufen auf den liegenden Suko.
Vincent van Akkeren war kein ausgebildeter Schütze. Seine Kugeln lagen zu ungenau. Sie pflügten in einiger Entfernung rechts und links neben Suko den Boden auf, schleuderten auch Staub- und Steinsplitter hoch, was Suko allerdings nicht störte, denn er war plötzlich kalt.
Direkt in das blasse Mündungsfeuer hinein setzte er seine Schüsse - und traf.
Suko lag ruhig, hatte die bessere Position und glaubte, van Akkeren tanzen zu sehen.
Erst schwankte er zur Seite, knickte ein, fing sich wieder und schleuderte plötzlich die Waffe weg.
Suko schoss nicht mehr, er stand auf, um van Akkeren beobachten zu können.
Dass er getroffen hatte, stand fest. Außerdem hätte sich van Akkeren

sonst anders bewegt. Es war nur eine Frage der Zeit, wie lange er sich auf den Beinen würde halten können.

Aber Suko hatte die Kraft dieses Mannes unterschätzt. Er war in der Hölle gestählt worden, hatte mit dem Teufel einen Deal abgeschlossen, er brannte innerlich und wollte sich nicht so ohne weiteres vom Erdboden fegen lassen.

Er nahm den direkten Weg auf Suko zu, und der Inspektor leuchtete ihn an.

Blut rann aus einer Wunde an der Hand. In der Brust hatte ihn ebenfalls ein Geschoss getroffen. Van Akkeren heulte wie ein Schlosshund, als er immer dichter an Suko herankam, der nur darauf wartete, dass sein Gegner zusammenbrechen würde.

Den Gefallen tat ihm van Akkeren nicht. Mit einer übermenschlichen Kraft hielt er sich auf den Beinen, die Augen weit geöffnet, den starren, schon fast leichenähnlichen Blick auf Suko gerichtet.

»Gib auf!«

Van Akkeren lachte röhrend, er spie sogar Blut vor die Füße des Inspektor.

Dann war er vorbei.

Im gleichen Augenblick wurde Suko klar, dass van Akkeren ihn trotzdem reingelegt hatte. Er hätte ihn von den Beinen schlagen, aber nicht weiterlaufen lassen sollen.

Als Suko zupacken wollte, war es zu spät. Da warf sich Vincent van Akkeren den vorgestreckten Armen Baphomets entgegen, und der fing ihn auf wie einen lange verloren geglaubten Sohn.

Er riss ihn nicht nur an sich, sondern tief in das Denkmal hinein, das urplötzlich zu einer blauen Flammensäule wurde, die hoch in den dunklen Nachthimmel schoss.

Suko sprang zurück, fluchte, weil er mit ansehen musste, wie die Dunkelheit die Flamme verschluckte.

Baphomet war verschwunden, van Akkeren ebenfalls. Ob für immer, musste sich noch herausstellen. Möglicherweise würde van Akkeren seine Wunden in der Hölle pflegen.

Wo das Denkmal gestanden hatte, brannte die Erde in einem blauen Feuer wie zum Hohn, aber der alte magische Ort hatte seine Bedeutung verloren, das war der einzige Erfolg, den Suko für sich verbuchen konnte…

***

Wir hatten unterwegs Harry Stahl gefunden, einen bewusstlosen Kommissar. Branco war bei ihm geblieben. Ich rannte weiter und hatte die Schüsse gehört. Wenig später sah ich die Flammensäule, dann erreichte ich den Ort des Geschehens und sah meinen Freund am Boden knien.

Neben ihm lag Julia.

Er schaute zu mir hoch. Die Angst zeichnete sein Gesicht. »Van Akkeren hat auf sie geschossen.«

»Ist sie tot?«

»Noch nicht…«

Ich spürte die Gänsehaut kalt und heiß, dann rannte ich wieder weg. Branco musste die Kräuterfrau und Naturheilärztin aus dem Lager holen, das war unsere einzige Chance.

Hoffmann war entwischt, van Akkeren möglicherweise auch. Die ganze Wahrheit erfuhr ich wenig später, als ich wieder zu meinem Freund hinlief, der Julia einen provisorischen Verband angelegt hatte, um die Blutung zu stillen. Die Kugel steckte in der Brust.

Auch Harry Stahl war mitgekommen. Er hörte ebenso fassungslos zu wie ich.

»Vielleicht ist van Akkeren jetzt hinüber«, sagte Suko. »Mit so etwas wie ihm wird sich die Hölle kaum abgeben. Aber was ist mit dem Schatten und mit Hoffmann?«

»Weg!«

»Ehrlich?«

Ich nickte.

»Dann sind die Templer noch immer in Gefahr?«

»Sicher. Und wir ebenfalls.«

Suko nickte nur. Ich berichtete ihm, dass ich Hilfe für Julia geholt hatte und sie eigentlich schon bald hier sein musste.

Sie kamen mit dem Auto, und sie kamen mit mehreren. Scheinwerferlicht durchflutete die Nacht.

Ich stellte mich breitbeinig hin und winkte ihnen mit beiden Händen zu.

Was dann passierte, war nicht unsere Sache. Wir hielten uns abseits. Harry Stahl hatte sich ins Gras gelegt, er litt noch unter den Folgen des Schlags.

»Und trotzdem mache ich weiter, John.«

»Wie das?«

Er lachte auf. »Weißt du, ich fühle mich wie ein Vampir, der Blut geleckt hat. Du brauchst doch bestimmt in Deutschland einen Stützpunkt, nicht wahr?«

»Das wäre gut.« Dabei dachte ich an Will Mallmann, der einmal unser Mann in Deutschland gewesen war.

»Okay, dann kannst du auf mich zählen. Bei uns ist die Wende eingetreten, ich habe mich ebenfalls gewendet, und ich werde von nun an mit anderen Augen durch das Leben gehen. Zufrieden?«

»Sehr sogar.«

Ich hockte rechts neben ihm. Suko links. Zuerst reichte er Suko die Hand. »Auf die neue Partnerschaft!«

Der Inspektor schlug ein.

Dann war ich an der Reihe. Etwas gequält grinste mich Harry Stahl an. »Na denn, Geisterjäger John Sinclair. Hoffen wir, dass es auch in der Zukunft noch etwas für uns zu tun gibt.«

Ich hielt seine Hand während meiner Antwort fest. »Darauf, mein lieber Harry, kannst du Gift nehmen…«

ENDE des Zweiteilers